Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung.	13 ℳ 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 ℳ — ₰
Für ein Vierteljahr		4 ℳ — ₰
Für einen Monat		1 ℳ 50 ₰
Tagweise für einen Band		— ℳ 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung.	16 ℳ — ₰
Für ein halbes Jahr		9 ℳ — ₰
Für ein Vierteljahr		5 ℳ — ₰
Für einen Monat		2 ℳ — ₰
Tagweise für einen Band		— ℳ 10 ₰

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht alle Bücher vorräthig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

Die Bibliothek ist geöffnet: **morgens von 8—12 Uhr und nachmittags von 2—7 Uhr,** an Sonn- und Feiertagen vom 1. Oktober bis 1. April **von 10 Uhr bis 12 Uhr.**

Es wird höflichst und dringend gebeten, die Bücher der Schonung wegen beim Lesen nicht zu brechen oder umzubiegen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek
(Schöpping)
Maximiliansplatz (Dultplatz) Nro. 16.

Optimistische Novellen

von

Alfred Friedmann.

Leipzig

Verlag von Wilhelm Friedrich

Königlicher Hofbuchhändler.

An Paul Heyse.

Verehrter Meister, der du die Novelle,
(Die eine wilde Rose sonst gewesen,
Am Waldrain von dem Wandrer aufgelesen)
Veredelt, daß der Centifolie Stelle

Sie einnimmt in dem Garten neuer Dichtung,
Altmeister Du in der Probleme Schlichtung,
Du Spender stillster Freuden, unermeßbar:

Von wilden Rosen pflückt' auch ich ein Sträußlein.

Novellen sind's, so wie sie mir erreichlich,
Nicht Deinen, hundertblättrigen, vergleichlich,
Vielleicht kein Wort darin ist unvergeßbar.

Erlaube mir, daß ich zwei Worte stelle
Auf dieses Blatt, von Dir zuerst gelesen,
Dann ist vergeßbar nicht der Band gewesen,
Und nicht verschlingt ihn ganz der Zeiten Welle.

A. F.

Inhalt.

	Seite
Zwei Weihnachten. (1881.)	1
Liebe und Pflicht. (1882.)	45
Der neue Actäon. (1881.)	141
Pflichtgefühl. (1880.)	183

Zwei Weihnachten.

(1881.)

I.

In einer abgelegenen Seitenstraße der Wiener Vorstadt Hernals lebte vor einigen Jahren eine jüdische Familie Namens Sternthal in einfach bürgerlichen Verhältnissen. Der Stolz des Vaters, der Mutter und deren Töchter war Erhardt, der einzige Sohn des alten Ehepaares und der Bruder der verheiratheten jüngeren Schwestern.

Erhardts Eltern kamen aus der Provinz nach Wien, zu einer Zeit, als unter einem finstern Regime dem Juden, der nach Arbeit, Stellung und Achtung strebte, noch manch unübersteigliches Hinderniß in den Weg gelegt wurde.

Wer es damals weiterbringen wollte, mußte seine Judenschaft, soweit es äußerlich eben gehen mochte, abstreifen, und Viele gelangten auf diese Weise zu Reichthum und Ehren.

Die Sternthals behaupteten, ihr Glaube sei der einfachste und natürlichste. Zwar sei ihr Gott, wie es die Bibel klar darthat, zuweilen grausam und oft rachsüchtig gewesen; er stelle aber die wenigsten Anforderungen an ihren Wunderglauben, und habe sie bisher geführt, gesegnet und vor allzu schmerzlichem Schicksal bewahrt.

Sie blieben also Juden und brachten es nicht weit, was ihnen, wenn sie ihrer Phantasie einige wunderliche Zumuthungen mehr gemacht, und ihre Ueberzeugungen ein klein wenig verleugnet hätten, ganz leicht geworden wäre. Ihre Kinder würden dann schon echte Christen gewesen sein, und hätten Gemeinderäthe, Generäle, und, wenn's gut ging, Minister werden können.

Sie hatten aber nur ihren Erhardt, später die Rahel und Leah, und für Alle, Dank ihrer redlichen, anstrengenden Kaufmannsthätigkeit, das tägliche Brod.

Die Kinder waren in den Schulen oft mit Neckereien verfolgt worden. Die guten Christen-Buben und -Mädchen mochten der Ansicht sein, „Jud'" sei ein Schimpfname, und ließen das Erhardt, Rahel und Leah oft genug empfinden.

Als einst seinen Schwestern beim Nachhausegehen zu arg mitgespielt wurde, machte der kecke, kleine, aber kräftige Bruder eine hübsche Razzia unter deren Verfolgern, und so wurde die sprichwörtliche Feigheit des auserwählten Volkes wenigstens bei der Klassen-Generation zu Schanden.

Er zerbrach sein Lineal auf dem Kopfe eines gewissen Konrad, zerschlug seine Schiefertafel an den hervorragenden Backenknochen eines trefflichen Christian, und hieb mit seiner lateinischen Grammatik den Rest der Feinde in die Flucht.

Von dieser Schlacht hatte er nur einige Beulen und Wunden, einige Stunden Carcer und die Küsse seiner geretteten Schwestern im Gedächtniß, doch blieb eine gewisse Verbitterung, ein Bodensatz in dem Gemüth des gefühlvollen Knaben, welche sich oft in einer tiefen Melancholie kundgaben.

In solchen Stunden flüchtete er dann zur Lektüre, die ihn, den Heranreifenden, jedes Mal der läppischen Welt um so mehr

entriß, als es der Zufall wollte, daß ihm stets nur gute Bücher in die Hand fielen.

In dem Stockwerk über der Sternthalschen Wohnung hatte nämlich ein wohlsituirter Maler sein Atelier aufgeschlagen. Dieser faßte Zuneigung zu dem schwarzäugigen und schwarzhaarigen Jungen, erlaubte ihm, in seiner reichhaltigen Bibliothek zu stöbern, und benutzte den lesenden Knaben, zuerst ohne dessen Vorwissen, später mit seiner Zustimmung, als Modell.

Aus dem Modell, das an dem väterlichen Kramladen durchaus keinen Gefallen fand, ward ein freiwilliger Farbenreiber, und aus dem anstelligen Farbenreiber mit des Meisters dankbarer Hülfe und Anleitung, ein vielversprechender Maler.

Der alte Sternthal hatte zuerst den vom Berufe seiner Ahnen, dem Handelsstand, abschweifenden Sohn Erhardt um „Besserung" gebeten, ihm Vorstellungen gemacht, ihm gedroht, ja ihn sogar geohrfeigt, und ihn dann gewähren lassen.

Er war schließlich damit zufrieden, sein Kind Künstler nennen zu können, und zu dieser Zufriedenheit hatte nicht wenig beigetragen, daß er, seine getreue Gattin am Arm, durch die kleinen Räume einer „Künstlerhaus-Ausstellung vor 1848" wandelnd, ein Bild mit breitem, goldenem Rahmen, an guter Stelle prangen, und den Namen „Erhardt Sternthal" mit schöner rother Farbe darunter leuchten sah. Als ein Paar Tage später zwischen dem goldenen Rahmen und der bemalten Leinwand ein weißes Zettelchen mit der Aufschrift: „Angekauft", und noch später Erhardt mit fünfhundert Gulden Conventionsmünze in der Brieftasche erschien, war der alte Sternthal stolz und sein Erhardt erschien ihm mindestens als ein Raphael.

Zwar fragte sich der Gute oft nach dem Ursprung, der Quelle des Talentes seines Erstgeborenen. Was er und seine

treue Gattin zeitlebens gemalt hatten, war wirklich nicht der Vererbung werth. Nur daß sein Vater, also Erhardt's Großvater, Spaß und Freude an allerhand Schnitzereien und Bosseleien zu abendlichen Mußestunden gehabt, kam ihm zuweilen in den Sinn. Doch verknüpfte der Alte damit keinerlei Theorieen, um so weniger, als die heute im Schwunge stehenden Erblichkeits-Hypothesen damals noch Gelehrteren, als dem Hernalser Handelsmann Sternthal, unbekannt waren.

Erhardt verbrachte eine höchst glückliche Jugend zwischen Buch und Palette. Zwei von seinen Schul- und Klassengenossen sah er nur noch manchmal bei sich. Der Erste war Moritz Nels, der sich dem Studium der Philosophie ergeben hatte und gewissermaßen die Theorie zu dem das praktische Leben rasch und sicher ergreifenden Erhardt darstellte. Er liebte Alles so tief zu ergründen und zu begründen, als es eben in dieser unergründlichen Welt gehen wollte. Er legte alle Vorkommnisse in philosophische Formeln, Kategorieen, sozusagen in vorgezimmerte Gefächer, und faßte die einfachsten Erlebnisse und Ereignisse in seine metaphysische Terminologie, oder in die Terminologie der Metaphysiker.

Christian Vogel, der zweite Freund, war ein trefflicher Realist, der arbeiten, essen, trinken und schlafen wollte, und nichts weiter vom Leben verlangte, als, es in Gesundheit genießen zu können.

Daß drei so verschiedene Charaktere noch eine Weile nach der Schulzeit Freunde blieben, überrascht den nicht, der da weiß, wie unerklärbar die menschlichen Affinitäten sind, und daß der Sterbliche nicht so sehr eines Gleichen zu sich, als eines Fremden, Ergänzenden bedarf.

Ein besonderer Vorzug Vogels in den Augen Erhardt's war außerdem der, daß er eine reizend schöne Schwester, Namens

Elisabeth, besaß, in die sich der Maler als Mensch und als Künstler gleich sterblich verliebte.

Erhardt besuchte die Familie Vogel nicht selten. Es waren einfache Bürgersleute, wie seine Eltern, aber — Christen.

Man that freundlich mit ihm. Manchmal vermeinte er in den Augen Elisabeth's etwas wie Aufmunterung, Gegenliebe zu lesen. Die Civilehe war damals in Oesterreich noch „unerfunden", und vor einem Uebertritt in die fremde Religion bangte wohl Beiden.

Daß Elisabeth Vogel Jüdin werden würde, wagte wohl Erhardt selbst nicht zu hoffen, und daß er aus Liebe zu ihr den Glauben seiner Väter aufgeben könnte, däuchte ihm noch unglaublicher. Aus Liebe zu einem Menschenkinde die „Religion der Liebe" annehmen, das schien ihm nicht so schwer. Aber eine Trennung würde es bei der engsten Verbindung zwischen gläubigen Gemüthern doch sein, wenn nicht ein Jedes über beiden Religionen stünde.

Leicht spricht sich in geweihter, gehobener Stunde am Altar ein „Ja". Aber schwer ist das alltägliche Leben, wenn es in jeder Morgenfrühe dasselbe Problem mit sich bringt: zwei entgegengesetzte, tief eingewurzelte Ueberzeugungen in Liebe und Eintracht zu einem Kompromiß zu vermögen.

Und die Eltern, — wie würden sich die beiden Paare zu der Verbindung der Kinder stellen?

Erhardt, durch Lektüre und Forschung, wie durch eigenes Nachdenken gestärkt und geklärt, befand sich gerade im Begriff, den Standpunkt über den Parteien einzunehmen, als er eines Morgens allem weiteren Nachdenken, allem Zweifel und Grübeln, allem Streit mit seiner eigenen Seele, und dem möglichen mit seinen Verwandten, durch eine Verlobungsanzeige Elisabeths plötzlich überhoben wurde.

Elisabeth reichte einem christlichen Manne die Hand, der reich und ihr Glück unzweifelhaft zu begründen im Stande war, dem sie aber nach Amerika folgen mußte.

Erhardt fühlte erst jetzt, wie sehr er Elisabeth liebte. Hatte er sich doch oft selbst gefragt, ob das Liebe sei, was überlegen, zweifeln, mit sich berathen könne, und so war er nun gewiß, daß er um ein großes Glück, um eine herrliche Hoffnung unwiderruflich betrogen sei.

Was nützte es ihm, sich zu sagen: Es war ja doch unmöglich! Wenn du hingegangen wärest, sie von ihren Eltern verlangt hättest, und sie hätten sie dir gegeben, — die deinigen würden die Zustimmung verweigert haben, vielleicht hätte sie dir Elisabeth selbst versagt. Denn, — liebte sie dich, wenn sie so schnell einem Andern gehören mochte?

Erhardt trug sein Geschick mit Ruhe und Würde. Er zeigte Niemandem sein Inneres, ließ Keinen seinen Schmerz erkennen, und vergrub sich in seine Studien.

Er las, malte und träumte. Er ward ein großer Freund vom Träumen. Einst fand er Herders und Göthes begeisterte Aussprüche über die aus Indien zu uns gekommene Sakùntala. Das Gedicht selbst ergriff ihn wunderbar, und gab ihm Stoff und Idee zu einem Bilde: „Sakùntala, Abschied nehmend von Allem, was sie liebt".

Ehe er sein Werk begonnen, hatte er sich liebevoll versenkt in das indische Alterthum, jene Wiege aller menschlichen Kultur. Er war durch die starren Formen seiner Götterwelt, seiner architektonischen Aeußerlichkeiten, bis zu seinem Geiste vorgedrungen, jenem Geiste, welcher schon lange vor Christus gesagt: „Wie die Erde Diejenigen trägt, so sie treten und ihre Brust mit dem Pfluge zerreißen, und Früchte bringt, so sollen wir das Böse

durch Gutes vergelten," — jenem Geiste, welcher schon lange die Nächstenliebe gepredigt und von dem Weibe gesprochen: „Wenn eine Frau, die ihrem Gatten treu dient, selbst wenn sie den Göttern nicht dient, betet: ‚Sende uns Regen!' so wird es regnen." Er war den berühmtesten Indienfahrern auf ihren Reisen im Geiste gefolgt; er hatte sich die Fauna und Flora jenes ambrosischen Wunderlandes zu eigen gemacht und dann endlich jenes Bild begonnen. Es wurde ihm ein Tagebuch. Jeder neue Ton, jeder zauberische Farbenschmelz, den er auflegte, war eine Zeile für sein Herz und aus seinem Herzen. Wie selig und entzückend flossen die Stunden der Arbeit dahin! Welch reiches Hoffen legte der junge Mann nicht in dieses heilige Werk! Wie Penelope trennte er wieder auf, als das Gelingen sein Bemühen krönen wollte; er löschte wieder aus und that sich nie genug. Und immer aufs Neue löste er die versponnenen Farbenfäden wieder, damit, wie er sagte, des Werkes Werden länger lebe.

Oft saß sein theoretischer Freund, Moritz Nels, bei ihm, und sie plauderten dann über die Kunst.

„Lies immer und immer wieder Lessings ‚Laokoon'!" sagte Nels. „Dann wirst Du nur Malerisches malen. Nichts ist widerlicher, als einen Maler zu sehen, der etwas malt, das er nicht malen kann."

„Aber ich kann ja malen, was ich da male! Herrliche blaue Luft, seltene Farben, prächtige Tropengewächse, ein paar göttliche Mädchengestalten, in durchsichtige Bastkleider gehüllt, von etwas bräunlicherer Hautfarbe, als unsere Wienerinnen, — das ist genug! Daß sie Pryámvada, Anasúja und Sakúntala heißen, brauche ich nicht und kann ich nicht malen. Aber ich kann zeigen, daß Sakúntala Abschied nimmt von der Stelle, wo sie zuerst des Lichtes Gruß gefühlt; von dem schwanken Lotos, der sich ganz

nahe von ihr im See badet; von der Nachtigall, die über ihr in einer Navamâlika schaukelt; von der treuen Antilope, die sie aufgezogen, und welche ihr treu in das thränenfeuchte Auge schaut. Das Alles kann ich malen, wie auch den Trauerausdruck der ewigen Trennung von all' dem Liebgewonnenen aus Kindheitstagen. Und steht sie nicht so da, meine cypressengleiche Lichtfigur, vom goldig niederfallenden Lockenschmuck umwallt, — meine Elisabeth Sakùntala? Scheint die Glücklich-Leidende nicht des Dichters Wort auszusprechen?:

Das reinste Lieben, seligste Verbinden
Mit dem Geliebten löscht das Weh nicht aus,
Das edle Herzen schmerzlich süß empfinden,
Wenn eig'ne Wahl sie trennt vom Vaterhaus!"

„Gewiß, Freund!" sagte Nels, langsam näher tretend und das Bild gewissermaßen mit den Blicken auftrinkend. „Es schwebt der Zauberglanz des Ganges darüber, und jedes Auge wird feucht, sieht es das schmerzlich süße Antlitz Deiner in die Fremde ziehenden Sakùntala. Aber was ich da vorhin sprach, bezog sich nicht auf Dein Besonderes, sondern auf das Allgemeine. Du mußt, mit Lessing, stets die Bestimmung der Kunst vor Augen haben. ‚Nicht Alles, was die Kunst vermag, soll sie vermögen'! sagt der große Mann. Man muß die Künste streng von einander scheiden."

„Lieber Freund," entgegnete der Maler lächelnd, — „mir ist davor nicht bange: ich glaube gar nicht, daß ich Alles vermag, was meine Kunst vermögen mag. Und die Künste trennen? Man nennt sie Schwestern! Aber Geschwister können einander feindlich sein, und darum magst Du und Dein Lessing Recht haben. Mir ist die Kunst nur Eine, — die alles Hohe, alles Schöne, alles Gute, alles Edle und alles Hehre in sich zusammenfassende Allmutter! Sie scheint mir madonnenartig auf einer

Höhe zu thronen, sonnennah, selbst Sonne, fähig, den Sterblichen zum Gotte zu erziehen, die Erdenwunden zu heilen, das Getheilte zum Ganzen zu runden und des ewigen Nachruhms Tempel zu gründen. Die Kunst ist eins und einig! Wäre mein Bild entstanden, wenn ich nicht unbewußt nach einem Vorbild bei den Dichtern gesucht hätte? So reicht sich in der Kunst Alles die Hände, und die Ringe vereinigen sich zur weltumfassenden Kette."

„Das, was Du da schilderst, ist nicht die Kunst," sagte Nels, — „es ist die Philosophie, die Religion, wenn Du willst."

Erhardt schüttelte das Haupt.

„Ihr wollt immer unterscheiden, und scheidet doch nur!" versetzte er. „Fühlst Du denn nicht, daß Du nur einer und derselben Sache, einer innig-schönen Stimmung, einem erhebenden Gefühle mit Kunst, Religion und Philosophie dreierlei Namen giebst? Meine Kunst ist mir Religion, — aber Deine Philosophie ist eine Kunst. Und da hast Du den Beweis, daß Unterschiede suchen — scheiden heißt."

Nels stritt sich noch eine Weile mit Erhardt herum, und dann trennten sie sich, indem Moritz dem Künstler anrieth, reine Ideen Plato's zu malen, während der Mann der Palette dem Philosophen lachend die Worte zurückwarf: „Die Kunst braucht nicht Alles zu können, was sie kann!"

Moritz begegnete auf der Straße Christian Vogel, dem gemeinsamen Freunde. Dieser erzählte ihm von einem kleinen Feste, das zu Ehren der Braut gefeiert werden sollte, und zog den Widerstrebenden mit sich dorthin.

Den andern Tag saß Erhardt wieder vor seinem Bilde, verbessernd, veredelnd, verschönernd, wo es noch möglich war. Da trat ein Mann von etwa dreißig Jahren in sein Atelier und

theilte ihm mit, daß er gekommen sei, um seine Sakùntala zu kaufen. Es war ein eleganter Herr, nicht auffallend, sondern einfach, wenn auch nach fremdländischem, vielleicht englischem Schnitt gekleidet, und von vertrauenerweckenden, feineren Manieren.

„Woher wissen Sie von diesem Bilde?" frug Erhardt ganz erstaunt. „Ich habe es doch nirgends ausgestellt!"

„O, mein Herr," erwiederte der Fremde mit weltmännischer Feinheit, „Ihr Name ist allbekannt, und ich habe durch Zufall erfahren, daß Sie etwas Großes, Werthvolles auf der Staffelei haben. Und man hat mich nicht getäuscht. Ich bin viel gereist, — ich kenne Indien, und ich darf Ihnen sagen, daß Sie mit dichterischer Intuition gearbeitet haben. Sie waren beim Malen zugleich Dichter, und dem Poeten ist auch das Ungesehene bekannt. Ihre Naturansicht ist wahr, ihre Mädchengestalten sind keusch, schön und edel, und die Sakùntala ist in ihrem Schmerze unübertrefflich. Nennen Sie mir, bitte, den Preis und überlassen Sie mir das Bild."

Erhardt hatte noch gar nie daran gedacht sich von dem Gemälde, das gewissermaßen ein Stück von ihm selbst geworden, zu trennen. Es war ihm jetzt zu Muthe, als verlange man von ihm, sich einen Arm abnehmen zu lassen. Er theilte diese Empfindung auch dem Fremden mit. Der Unbekannte erwiderte, er begreife die Empfindung vollkommen, es sei aber mit jedem echten Kunstwerk wohl nie anders gewesen. „Es giebt," fuhr er fort, „gewiß keine antike Statue, in der nicht etwas von ihrem längst zu Staub zerfallenen Schöpfer fortlebte. Das Genie hat kein Blatt geschrieben, ohne etwas von seinem Herzblut darauf zu lassen. Sollte deshalb die Venus des Praxiteles nicht im Tempel von Gnidus aufgestellt werden, weil der Meister Phryne oder Cratina geliebt und etwas von ihren göttlichen Leibern für das

Menschenbild der Allbezwingerin abgelauscht hatte? Oder wenn Ihnen dieses Gleichniß nicht behagt, — ich sehe es Ihnen an, Herr Sternthal, — so frage ich Sie: Wäre es nicht schade um den Werther, den Faust, den Carlos gewesen, wenn ihre Schöpfer sie ewig im Pulte behalten hätten?"

„Dieser Vergleich paßt wohl nicht so ganz, mein Herr?" erwiderte Erhardt lächelnd. „Meine Sakùntala ist kein Werk von so weittragender Bedeutung, und der Salon eines noch so kunstverständigen Mäcens —"

„Ist weder eine Bühne, noch eine Ausstellung, — zugestanden!" unterbrach ihn der Fremde. „Indessen, gleichwie Bücher, können auch Bilder ihre Schicksale erfahren, und ich habe mich nun einmal in das Ihrige vernarrt."

Erhardt trat nachdenklich ans Fenster. Er hatte längst das Atelier seines Lehrers übernommen. Dieser war ein berühmter Mann geworden und in einen größeren Stadttheil gezogen; die Eltern dahingegen wohnten nun ebener Erde, mit ihrem Geschäftsladen die anstoßenden Wohnzimmer vereinigend.

* * *

Es war im Winter. Die kalte Decembersonne, welche des Morgens noch einige Retouchen ermöglichte, war hinter eine dunkelgraue Wolkendecke getreten, aus welcher nun große Schneeflocken auf die Dächer und in die engen Straßen der Vorstadt herniederfielen. Es war über Nacht sehr kalt geworden. Tags zuvor noch hatte es furchtbar geregnet. Erhardt war unter einem Thorbogen der Stadt von den Blicken einer armen alten Frau angehalten worden; sie sah reinlich, aber elend aus, und als er das Almosen, welches er ihr geben wollte, nicht sogleich fand, hatte die Aermste in rührendem Tone gesagt: „Entschuldigen Sie, gnä-

diger Herr, daß ich Sie bei dem schlechten Wetter so lange aufhalte! Ich bin so arm und habe schon mehrere Tage nichts gegessen.“ Erhardts Herz zog sich krampfhaft zusammen, denn er fühlte des Menschengeschlechtes unsägliches Jammerlos mit. So, wie diese Frau, die einst bessere Tage gekannt zu haben schien, gab es noch viele, — in Wien, in Paris, in London, in Amerika, — auf dem Lande, in den Dörfern, überall, überall! Und dazwischen Glückliche, die helfen konnten und — nicht halfen. Und Andere wieder, welche glücklich sein konnten und sich doch die kurze Spanne Zeit ihres Daseins mit lächerlichen Thorheiten verbitterten und verkümmerten. Eltern, die ihre Kinder, — Kinder, die ihre Eltern peinigten; Geschwister, die sich nicht vertrugen; Gatten, die sich haßten, — überall und überall so wenig Liebe, gar so wenig Liebe! Und weshalb das Alles — für neue Qual und neue Gequälte? . . . . Erhardt empfand etwas, wie tiefes Weltweh, wie Groll gegen den Schöpfer. Nicht nur Einzelne, — auch Völker und Nationen standen sich so gegenüber! Nicht nur Einzelne, — auch Völker und Reiche waren unglücklich! . . . . .

Es schneite fort und fort . . . Erhardt fühlte die Welt frieren, und sie hatte kein Feuer.

Erhardt liebte das Geld nicht. Er haßte es, weil es Alles, Alles erkaufen konnte. Auch die Liebe hatte sich schon erkaufen lassen. Ach, und Ehre, Ruhm, Glanz, Titel, — Alles war käuflich! Aber das Geld konnte Armuth lindern, Noth heilen, Krankheit bannen . . .

Er gab das Bild hin, und gelobte sich, einen Theil der großen Summe, die der Fremde erlegte, menschenwürdigen Zwecken zu widmen.

Der Unbekannte ließ eine Karte zurück, und befahl einem

draußen harrenden Diener, den Schatz sofort, sorgsam eingeschlagen, mitzunehmen.

Er dankte herzlich, als ob man ihm ein Geschenk gemacht, und empfahl sich.

Erhardt starrte lange in die niederwallenden Schneeflocken. Er war nun so ganz allein. Er verlor die Geliebte nochmals mit allen Schmerzen solchen Verlustes.

Dann nahm er mechanisch die Karte des Fremden auf.

Es war Elisabeth Vogels Bräutigam, — den er noch nie gesehen, dem Nels von der Sakúntala gesprochen, — und der nun Erhardt's Alles auf schwankem Schiffe über das Meer nahm.

Dahin waren nun auch seine Träume, daß er diese Mädchengestalt, sein Werk, ein neuer Pygmalion, beleben und in seine Arme schließen könne.

Nels, der Tags darauf zu ihm kam und den Freund so klagen hörte, meinte:

„Die Galathee zu beleben, ist verhältnißmäßig leicht. Wenn Du aber dann nicht mit ihr zufrieden bist, — wie willst Du sie wieder zum regungslosen Bilde machen?“

II.

Weit, viel weiter draußen in der Vorstadt stand ein baufälliges, einstöckiges Häuschen. Es sah gar so verlassen und elend aus. Es schien ein schwacher Kahn auf stürmischem, weißschaumigem Meere, in den sich ein Paar Schiffbrüchige gerettet. Aus dem zerfallenden Schornstein über den rothen, vielfach gebrochenen, Ziegeln stieg kein schwarzer Rauch in die weißen Schneeflocken, die Wärme des traulichen Herdfeuers verkündend. An den vier öden Mauern, — das Inselchen schwamm ganz allein im Schnee-

meer, — klomm kein braunes Geranke suchend empor, im Sommer blühende Clematis, oder immergrüner Epheu. Große Risse durchzogen die Wände, und durch diese drang der Winter in das Innere des elenden Gebäudes. Ja, sprach der kalte Winter, ich will mich einmal umsehen, was das viereckige Ding enthält, welches mich hier außen im freien Felde hindert, meine weiße Decke auszubreiten. Und ein Paar schwarze Krähen krächzten dem Winter unheimlich Beifall, und schlugen mit den glänzenden Flügeln die Schneeflocken weit weg. Und der unerbittliche Geselle stürmte durch alle Fugen und Ritzen auf einmal in das Innere der Hütte, und that ganz so, als ob dies sein erster Besuch sei und er etwas ganz Neues erspähe! Da war freilich Allerlei zu schauen. Nicht viel Hausrath; ein Bündel Stroh in einem Winkel, und darüber eine mottenzerfressene Pferdedecke, — das war das Lager des Hausherrn. Auf einer alten Kommode glänzten Herrlichkeiten des Speisetisches: ein Paar geborstene, aber blank gescheuerte Gläser, Teller, und ein irdener Wasserkrug. Man konnte auch Bier oder Wein, sogar Malvasier, hineinthun; der Winter überzeugte sich aber beim Drüberhinfahren, daß eine leichte Eiskruste nur ganz gewöhnliches Wasser im Gefäß bedeckte. In einem Winkel stand ein sauberes Bett; aber kalt, kalt mußte es darin sein, denn dem Insassen oder Inlieger war nur die Wahl gegeben, entweder sich aufs Stroh zu legen und sich mit dem Leintuch zuzudecken, oder — sich auf das Leintuch zu strecken und nichts über sich zu haben, als die — rauchige, zerklüftete Decke. Dann waren noch ein Paar sehr, sehr alte Stühle zu sehen, deren Stroh augenscheinlich in die Betten gesteckt worden war, so zerfetzt sahen sie aus. Und ein großer Tisch, der leider in den Schlachten des Lebens das schönste seiner vier Beine verloren hatte, und durch die Latte einer hölzernen Kiste, die jedoch selbst

in Flammen aufgegangen war, ohne das Haus merklich zu erwärmen, vor dem Umfallen bewahrt blieb. Auf diesem Tisch, — die Steinplatten mochten zu kalt sein, — saßen, kauerten vielmehr drei Kinder: zwei Mädchen von fünf und sieben, und ein Knabe von neun oder zehn Jahren, die sich gegenseitig umklammerten und liebkosten, um sich zu erwärmen. Ihr Anzug entsprach dem sie umgebenden Elend. Sie hatten reinliche Sommerkleidchen an, die durch das öftere Waschen nicht dichter, wohl aber mürber, und an vielen Stellen ebenso hinfällig geworden waren, wie das dünne Mauer-Kleid, welches die Familie vor dem draußen fallenden weißen Eiswasser schützte. An dem Tische saß, die Kinder beaufsichtigend, ein ungefähr achtzehnjähriges Mädchen. Sie hatte ihr wollenes Oberkleidchen ausgezogen und rund um die drei kleinen Schützlinge gehängt. Freilich fror sie selbst nur desto mehr; denn ihr Hals, ihre Arme, ihre Schultern waren bloß, und der Winter machte sich stillvergnügt allerlei darum und daran zu schaffen. War doch das Mädchen bildhübsch, ja wirklich bildhübsch. Ihr kohlschwarzes Haar, in der Mitte gescheitelt, wellte sich natürlich und spielte kunstlos in schief abwallenden Wogen über ihrer klaren, heitern, weißen Stirn. Darunter brannten ein Paar Augen, unter sich fast vereinigenden Brauen, deren Farbe und Glänzen und Leuchten Verwandtschaft mit dem pelzwarmen Gefieder der draußen ihr Unwesen treibenden Krähen verrieth. Was von dem Mädchen sonst noch zu sehen war, schien der reine Frühling.

„Warum läuten denn die Glocken so, Gretchen?“ frug Georg, der älteste Knabe.

„Weil heute Weihnachts-Abend ist, Georg,“ antwortete Gretchen. Ihre Stimme war überaus lieblich; sie lächelte fast, als sie dem Knaben Bescheid gab; die Nelke ihres rothen, begehrlichen Mundes schien weißer Perlen voll.

„Weihnachten ist heute!" sprach Louise, die blonde, traurig dazwischen. „Voriges Jahr, weißt Du noch, Gretchen, hatten wir einen Lichterbaum."

„Voriges Jahr! Ja, voriges Jahr!" träumte Gretchen halblaut. „Da war Vieles anders. Vater hatte noch Arbeit, ich hatte noch Arbeit, — aber seitdem . . ."

„Wird denn die Mutter nie wiederkommen?" frug die kleine braune Mitzi weinend dazwischen.

„Seitdem die Mutter todt ist, geht's bergab mit uns. Der Arzt, die Apotheke, das Begräbniß, das kleine Holzkreuz und die Blumen," erzählte sich Gretchen selbst vor und weinte. Langsam rollten ihr die hellen Tropfen über die lieblichen Wangen, und dann gab sie der letzten Frage trostlos Antwort:

„Nein, Mitzi, die Mutter wird nicht wieder kommen. Aber vielleicht gehen wir zu ihr."

Es klang gar zu traurig durch den öden Raum.

„Ja, gehen wir auf Besuch zu ihr!" riefen alle drei Kinderstimmen, und Mitzi hallte noch allein nach:

„Beim Besuchen gibt's doch immer was zu essen!"

„Essen!" schrieen nun die beiden älteren Geschwister. Es schien, als ob mit der Vorstellung der Hunger alle vier Mägelein aufs Neue, und heftiger als je überkäme.

Gretchen stand auf und sah umher. Der Winter konnte so ihre schlanke, feine Gestalt mit Muße betrachten, und that sich denn auch lange gütlich daran. Sie hielt Umschau auf dem Herde, in dem Brodkasten; es war nichts da, nicht das geringste Eßbare. Die Kinder hatten schon um Mittag die letzte Brodkruste zernagt und verschlungen; das schöne Mädchen selbst wußte heute noch von gar keiner Nahrung. Zu borgen gab's schon lange in der Umgebung nichts mehr, man war überall schuldig. Der Nach-

barn waren wenige, und die auch nicht besser daran. — Betteln? — — — — — — Gretchen griff nach dem Wasserkrug. Er war nun ganz fest zugefroren. Das Herz schnürte sich ihr zusammen. Es fror auch zu.

Die Kinder weinten ganz leise. Die Glocken läuteten aus den Fernen; vom Stephansthurme, von allen Kirchen Wiens, führte der Wind die vollen, summenden, brummenden Töne herbei, durch die langen Vorstadtgassen, über die leeren, weißen Felder, aus denen hier und dort ein weltverlassener Baum seine finsteren Arme mit der Schneelast in die eisige Luft streckte, und dann verklangen die Laute in der weiten stummen Natur. Oder sie blieben dort in den Nadel- und Buchenwäldern verborgen, um im April oder Mai zu schönen blauen Glockenblumen zu werden. Aber daran war jetzt nicht zu denken. Von Märchen kann man nicht leben. Die Kinder riefen wieder um Brod.

O Winter, wohl mußt du grausam sein, wenn dich das nicht schmerzt, und wenn du nicht weinst, worüber wirst du denn weinen?

Dies war sonst der Kleinen Speisestunde. Sonst knarrte um diese Zeit die Thüre. Der Vater oder Gretchen kam vom Tagwerk heim, brachten karge Nahrung, — aber doch Nahrung.

Die kleine Mitzi, die jüngste, hungrigste, sah Schwester Gretchen an, und frug erschreckt:

„Was schaust Du so, Gretel? Was hast Du? Warum weinst Du nicht, wie wir? Weine doch! Weine mit uns!“

Gretchen weinte nicht. Es schien sich Alles in ihr zu versteinern. Sie biß sich vor Schmerz in die Finger, um nicht aufzuschreien.

Da sagte das eine der Kleineren, die Geberde nicht verstehend, und vom Hunger sorglos gemacht:

„Gib uns auch von Deinen Fingern zu ....“

Aber es vollendete den Satz nicht, und würde ihn auch nicht zu Ende gesprochen haben, selbst wenn ihm der kleine Georg nicht die Hand auf den Mund gedrückt hätte.

Und die kleine Mitzi lächelte ganz engelhaft, schon halb verklärt von den überschattenden Fittichen des Todes, und flüsterte:

„Grete!“

„Was, Mitzerl?“ lispelte diese.

„Iß lieber von uns!“

Warum that sich die Erde nicht auf und verschlang sie?

Aber Georg hatte die Kraft, vom Tisch zu springen; er legte sich auf den kalten Boden und rief:

„Grete, warum hilfst Du uns nicht?

In Gretchens Hirn flammten allerlei tolle Gedanken auf. Sie war achtzehn Jahre alt, schön wie ein Maitag, viel schöner, als so viel Andere. Sie konnte helfen, sie konnte die Geschwister vom Hungertode bewahren, der Vater war auch schon deshalb fortgestürmt, kam aber nicht heim, und half nicht. Freilich war sie nicht in Sammt und Seide gekleidet, wie so viele, — aber —

„Legt Euch alle Drei auf des Vaters Bett und wärmt Euch einander. Rührt Euch nicht und lauft mir nicht davon. Ich bringe Euch Brod — und Wein, Ihr Lieben! — —“

„O, Wein!“ sagte Georg, ungläubig.

„Wenn Du kein Brod bekömmst, nimm Kuchen!“ rief Mitzi der Enteilenden nach.

Sie hatte die drei kleinen Märtyrer auf das Bett gelegt, sie eingehüllt, ihr Jäckchen angezogen, und die Pferdedecke um sich geschlagen.

Dann schloß sie die Thüre hinter sich und ging hinaus.

III.

Christian Mayringer war ein Pechvogel. Es gibt hie und da solche Menschen ohne Glück. Es leben Leute, denen es geht, wie jenen im Märchen; Alles, was sie anfassen, wäre es auch Staub, wird unter ihrer Hand zu Gold; sie haben meistens Eselsohren. Anderen wieder verwandelt sich alles Gold, sobald sie es berühren, zu eitel Staub und Asche.

Schon Christians Geburt war ein Unglück, da sie seiner Mutter das Leben kostete. Sein Vater mochte ihn deshalb nicht leiden; ein Beweis, daß er seiner Frau ein längeres Leben gewünscht hätte.

Dann, in der Schule schon, wollte dem Knaben nichts glücken; er brachte Verstand, Fleiß, Ausdauer hinein, und doch nur lauter schlechte Noten und Zeugnisse heraus. Die dümmsten Knaben überflügelten ihn: er wußte selbst nicht, wie es zuging. Je älter er wurde, desto älter wurde sein Mißgeschick. Kein kleinster Lorbeer wollte seinem verlornen Treiben werden. Das Schicksal schien ihn stets nur zu erheben, um ihn tiefer zu stürzen. Sein Vater starb früh und hinterließ ihm eine kleine Barschaft. Er errichtete mit seinem einzigen und besten Freunde ein Tuchgeschäft. Sie verdienten tüchtig, und der Freund — floh mit der ganzen Kasse nach irgend einem Lande, das nirgendswo aufzufinden war, so wenig wie jener Freund. Mit dem materiellen Verlust allein war's nicht abgethan; Christian verlor durch jene schmähliche Flucht seines Jugendgenossen alles Vertrauen auf Freundschaft und Menschheit. Er liebte, und sah nach kurzer Hoffnung auf Gegenliebe, seine Auserwählte sich mit einem Einfaltspinsel vermählen, der ihn schon in der Schule ausgestochen und überholt hatte. Er bekam ein nährendes Amt und ward wegen der Veruntreuung eines

Kollegen, ohne Beweise der eigenen Schuld, die ja auch nicht gefunden werden konnte, entlassen. Er streifte noch ein Glück; er heirathete ein häusliches, würdiges Mädchen, das Neigung genug zu ihm empfand, um den Lebensbund mit ihm zu schließen. Eine böse Krankheit entstellte sie, aber sie gab ihm Gretchen, lange Zeit der Eltern einzige wirkliche, ungetrübte Freude. Eine Reihe von Jahren verfloß in strenger, ehrlicher Arbeit um's tägliche Brod. Dann erblickten rasch nacheinander Georg, Louise und Mitzi das Licht der Welt, welches nach diesem letzten Schmerzensakte für die treue, brave, duldende Gattin erlosch. Christian war allein mit vier Kindern, nahe den Fünfzig, und nun blieb ihm nur sein altes Pech treu. Er ward krank; Noth, Elend traten an ihn heran; Gretchen mußte nähen, sich verdingen, und als sie ihren Dienst verlor, wollte sie ihrer ärmlichen Kleidung halber Niemand mehr annehmen. Mit Siebenmeilenstiefeln ging's bergab. Krankheit folgte auf Krankheit; die Familie bezog stets dürftigere Wohnungen in armseligern Quartieren, bis sie zuletzt in jener verlassenen Hütte angelangt war, aus der Gretchen soeben unter dem Geläute der Weihnachtsglocken herausgetreten.

Christian, der Vater, hatte um die Mittagsstunde das traurige Heim, ohne auch nur einen Kreuzer in der Tasche zu haben, verlassen. Er wollte Arbeit suchen, Brod; vielleicht, wenn Alles fehl schlüge, betteln. Um die Weihnachtszeit ist gar Mancher schenkselig; vielleicht lacht ihm das Glück.

Er schritt durch die beschneiten Straßen. Ein schwarzer, zerschlissener Sommerrock bewahrte ihn schlecht vor der Kälte. Ein abgegriffener Hut aus besseren Tagen beschattete sein gealtertes Antlitz. Der graue, struppige Bart erschien bald ganz weiß, so dicht legten sich die Schneeflocken darauf. So trat er zu einem früheren Arbeitgeber, einem rundbäuchigen behäbigen Fabriksherrn

in der Reiterstraße. Dieser, durch sein Aussehen erschreckt, wies jedes Ansuchen rundwegs ab. Und so ging's überall. Was hoffte er auch? Die heutigen Schritte hatte er schon oft gethan; wie mechanisch trat er in die alten Werkstätten und Arbeitsräume; man brauchte Niemanden vor den Festtagen, und Geld, Geld geben, ja, für was denn — —?

Am Glacis, am Schottenthore, wurde Schnee geschaufelt. Ein Aufseher leitete eine Rotte verwilderter, böhmischer Bursche an. Christian sah eine Zeit lang zu. Während sich rechts und links Wälle von Schnee unter den Schaufeln, von den abgeladenen Karren, bildeten, sank lautlos eine neue Schneeschicht vom Himmel herab. Danaidenarbeit, Menschenloos! Wo ist der Sonnenstrahl, der allen Winterschnee schmilzt? Aber alles Schlimme hat sein Gutes. Die Flocken hier werden zu verbrauchter, bezahlter Menschenkraft. Die Flocken geben den Arbeitern zu essen. Sie ernähren Vater, Mutter und Kind. Christian gedachte der Kinder. Er trat an den Aufseher heran und bat um Anstellung, um Arbeit.

„Wir sind vollzählig," sagte derselbe. „Uebrigens, habt Ihr eine Hacke, Schaufel oder einen Besen?"

„Nein!"

„So können wir Euch auch nicht brauchen." Die andern Arbeiter, die ihn schon mißtrauisch angestiert, schlugen die Hände um die Schultern und schaufelten dann lachend weiter.

So weit war es mit Christian gekommen. Er war nicht ohne Bildung, sprach mehrere Sprachen und — durfte nicht Schnee schaufeln — für seiner Kinder Nahrung. Er stand so traurig an einen Pfosten gelehnt, daß ein Vorübergehender ihn wohl für einen Bettler halten mochte, denn er drückte ihm ein neues Vierkreuzerstück in die Hand und war schon verschwunden, ehe Christian, der nicht wußte, wie ihm geschah, danken konnte.

Was war da weiter? Hatte er gebettelt? Nun ja, und man hatte ihm etwas geschenkt. Aber er hatte ja gar nicht gebettelt. Nein, ein Bettler war er doch noch nicht geworden! Aber arm, bettelarm. Und so hungrig. Ja, jetzt sprach der Hunger wieder und so laut, so laut. Es war schon dunkel. Die Leute eilten durch die Straßen, mit Packeten, Körben, mit Fichtenbäumen. Heute hatte Jeder Eile, denn zu Hause gab's noch mancherlei zu thun. Da wäre selbst das Betteln eine schwierige Aufgabe gewesen, denn wenn Einer die Hände voll hat, und noch Etwas unter jedem Arm trägt, wie soll er die Sachen in den Schnee gleiten lassen, stehen bleiben und unter den Winterröcken nach einer Münze suchen? Das konnte der hungrigste Bettler von einem Christenmenschen nicht verlangen. Jetzt wurden alle Lichter in den langen, breiten Straßen angezündet und in den Häusern flammte es manchmal auf, wie helle Freude. Christian war ganz schwach vom Hungern und Gehen. Er kehrte um, trat den Heimweg an. Da kam er an einer Branntweinschenke vorbei und trat ein. Verkommene, verlotterte Gesellen saßen auf einer Holzbank, in der rauchigen, von Tabaksqualm und Spiritusdämpfen erfüllten Bude konnte man kaum die hübsche Hebe erkennen, die von Faß zu Faß lief und kleine Gläslein vor die Lärmenden und Schreienden setzte. Christian schwankte, als er an den Tisch trat; er legte sein Vierkreuzerstück vor sich hin, und verlangte einen Schluck aus irgend einem Fasse.

„Woher, Gevatter Raubmörder?" lachte einer der zottigen Gesellen, halbbetrunken.

„Nein, das ist nur ein Bruder Einbrecher; nicht wahr, Bruder?" lallte ein Anderer, auf einen derben Knotenstock das schmutzige Kinn stützend. Er stellte Christian doch noch nicht auf so hohe Stufe, wie der Erste. Dem Neuling grauste es. Er

trank aus und entfloh, als ob wirklich die Schergen der hohen Polizei hinter ihm seien und er in der That jene Verbrechen begangen. Das Getränk brannte wie Feuer in seinem leeren Magen. Wie konnte er sich so vergessen? Nun brachte er den Kindern nichts, gar nichts heim. Auf dem ganzen Weg bis zur Linie wollte ihm keiner etwas geben. Er trat ins Haus. Da schrieen ihm die drei Kleinen von der Spreu aus freudig zu: „Vater, Vater! bringst Du Brot!?"

Er setzte sich zu ihnen auf den Bettrand und schüttelte thränenlos das müde Haupt.

Und Mitzi sagte ganz tonlos:

„Kein Brot! Und Du bist doch unser Vater!"

Eine fürchterliche Stille lag in der verlassenen Hütte.

Dann erzählte Georg, daß auch Gretchen sie allein gelassen und nicht wiedergekommen sei. Aber sie habe sogar Wein versprochen!

Da rannte Christian wieder hinaus in die kalte Nacht; er mußte auch etwas finden, Gretchen, Brot, Wein, Fleisch, Champagner, Gold, er wußte es selbst nicht!

IV.

Gretchen wanderte denselben Pfad, den ihr Vater geschritten war. In ihrem Herzen war es so leer, wie in jenem Brotkasten, so leer wie in einem Weinberge nach der Lese. Hinter ihr stürmte der Wind, hinter ihr der Hunger und trieb sie weiter. Ueber ihr erbebte die Luft noch immer von den Glockentönen und diese schienen zu singen: „Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen!" Sangen die himmlischen Heerschaaren so, und was hatte sie verbrochen, daß sie

hungern, dulden und leiden sollte, warum litten es die Engel Gottes, daß sie diesen Weg schreiten mußte? Sie sah zurück in ihr freudenarmes Leben; nur Schmerzliches, so weit sie denken konnte. Einer Zeit gedachte sie mit besonderem Grausen; wie ihr Vater Abschied von Weib und Kind genommen, um in den Krieg zu ziehen, welche Angst und Noth sie und die Mutter um ihn ausgestanden, und wie durch die lange Abwesenheit des Ernährers damals Alles zurückgegangen war. Wie er dann krank, verwundet heimgekommen, wie sie ihn gepflegt. Wie dann die Mutter gestorben, und nun die Kleinen zu Hause!

Sie schritt muthig weiter. Komme, was da wolle, heute Abend noch mußte Linderung geschafft werden.

Aber es kam nichts.

Wie am Weihnachtsabend Niemand Zeit hatte, Christian ein Almosen zu reichen, so hatte jetzt keiner ein Auge für Jugend und Schönheit. Wer würde die auch unter der Pferdedecke gesucht haben.

Nun betrat sie einen kleinen Platz, der ganz mit Buden bedeckt war. Die alten Weiber hielten Tannenbäume geputzt und geschmückt, andere wieder, wie sie eben aus dem Wiener Wald kamen, feil. Sie bliesen in ihre rothen, erstarrten Hände und schrieen laut ihre Waaren aus. Auch sie wollten heim, zu Mann und Kind, und aufräumen mit ihren Siebensachen. Da gab's große, hölzerne Küchen, Puppen, Pferde, Lebkuchen; weiter rechts Wollenwaaren, warme Strümpfe; links Wachslichter, goldene und silberne Nüsse. Dann gestrickte Jacken, Stiefel für Jung und Alt, dicke Handschuhe und Pulswärmer. Es muß wohl recht behaglich sein, in all dem Zeug zu stecken. Eine Anzahl Kinder, Mädchen und Buben umstanden die offenen Hütten und bestaunten behaglich all die Herrlichkeiten. Hie und da trat ein Mann, eine

Frau heran, besah den Tand, feilschte, ließ sich ein Erstandenes in ein altes Zeitungsblatt einschlagen und huschte davon, langen Schatten auf den zertretenen Schnee werfend, und ihm große tiefe Fußspuren eindrückend.

Gretchen kam an die letzte Bude. Neben dieser strahlte in dem Eckhause des Platzes ein großer Delikatessenladen. Fische, mit schönem, rothem Fleische, Schinken, gesottene Hummer mit langen, gekrümmten Fühlern, Pasteten, Eier, waren da ausgestellt und reinliche Dienstboten gingen mit Körben und Tüchern aus und ein. Im Hintergrunde des Magazins, unter dem weißen Marmortische, standen, wie auf Bücherregalen, unzählige Flaschen, dunkle und durchsichtige, mit goldenen, grünen und rothen Häuptern auf den schlanken Hälsen. Blechbüchsen, Trauben, Aepfel, weitgereiste Orangen, malerisch auf andern Gestellen aufgestapelt. Vorn am Eingang, leicht ergreifbar, rundes, schwarzes Brot, getrocknete Fische, Feigen, Johannisbrot, Mandeln.

„Lieber noch stehlen!" dachte Gretchen.

Sie streckte ihre Hand unter der Decke hervor und zog sie wieder scheu zurück. Sie fühlte, daß sich ein Strom siedenden, wallenden Blutes in ihre jungen Wangen ergoß.

Die Thränen kamen ihr in die Augen.

Da trât ein Mann an sie heran.

Hatte er sie schon lange beobachtet? Was wollte er von ihr? Sie sah ihn an und fühlte, daß sie wieder ganz bleich und blaß geworden. Alles Blut war ihr zum Herzen zurückgeströmt, und dieses klopfte hörbar.

„Bist wohl hungrig und möchtest gerne etwas daheim bescheeren, oder bescheert haben?"

Das schwarzbärtige Antlitz war so mild und gut und zeigt

gar keinen begehrlichen Ausdruck, wie sie ihn selbst wohl eben gehabt haben mochte.

„Ach ja, Herr!“ erwiderte sie leise.

„Wo wohnst Du?“ frug der Mann. Als sich aber die Decke ein wenig verschoben hatte und er in Gretchens volles, schönes Mädchen-Antlitz sehen konnte, verbesserte er sich schnell und wiederholte seine Frage, nur ein klein wenig anders:

„Wo wohnen Sie?“

„Ganz weit draußen!“ sagte das Mädchen und deutete mit dem Arme nach der Richtung des fernliegenden, kalten Häuschens. Da sah er, wie dünn sie gekleidet war und ging ein Paar Schritte die Seitenstraße entlang. Hinter dem großen Laden war es fast dunkel.

„Erzählen Sie.“

Gretchen faßte Vertrauen. Komme, was da wolle, hatte sie vor ein Paar Minuten gesagt. Sie fühlte, daß hier nichts Schlimmes kommen konnte. Rasch, fiebernd, rückhaltslos, sagte sie Alles, des Haushalts ganzes Elend, und, daß sie fast — gestohlen hätte! Der Mann kehrte um, kam wieder mit ihr an dem hellen Laden vorbei, und auch er mußte sehr kalt haben, denn seine Augen schienen vor Frost übergelaufen zu sein. Sie waren sehr feucht. Ein Packträger schritt mit einem leeren großen Korbe vorbei.

„Sind Sie frei?“ frug er.

„Alles abgeladen.“

„So kommen Sie mit mir und dem Fräulein!“ — „O, Fräulein!“ dachte der Packträger. — Der Mann trat in den Laden und kaufte Alles, was ihm gefiel. Wein, Fleisch, Fisch, Brot. Dann draußen, Schuhe, Strümpfe, Jacken, Lebkuchen, Küchen, Puppen, Reiter, Pferde, Holz, und zuletzt einen kleinen, vollständig ausgestatteten Lichterbaum.

„Willst, — wollen Sie nicht früher selbst etwas genießen?“ frug er Gretchen. Er wußte nun, daß sie Hunger hatte.

„Erst die Kinder!“ antwortete sie bittend.

„So nehmen wir einen Wagen!“

Gretchen zögerte. „Das schickt sich nicht.“

„So fahren Sie allein in einem Wagen voraus. Ich folge mit dem Packträger.“

Und so geschah's.

V.

Das war ein Jubel in der elenden Hütte. Die Kinder sprangen von dem Strohlager. Der Anblick der Körbe, der Spielsachen, der Flaschen, gab ihnen neue Kraft, — sie vergaßen Essen und Trinken vor Schauen und Bewundern.

Gretchen stellte dem Fremden einen Stuhl hin; der Packträger wußte irgendwie Feuer in dem kalten Ofen zu machen und bald strahlte der kleine Weihnachtsbaum helle Freude in das durchwärmte Gelaß. Dann trat eine feierliche Stille ein, und man hörte nur das Knirschen von viermal zwei jungen, kräftigen Kinnladen, denen nach langem Feiertag die Arbeit dreifach rasch von Statten ging. Gläser klirrten, der Fremde mußte mit Allen anstoßen, und heißeres Blut rollte durch all die jungen Adern. Jetzt tollte Georg auf einem Steckenpferd durch seinen Schloßhof; Mitzi vertrat Kammermädchenstelle bei einem soeben dem Bette entstiegenen, noch halb nackten Puppenfräulein; die blonde Louise betrieb eifrig die Landwirthschaft in einem großen Meierhof. Alsdann veranstaltete Georg wieder eine große Truppen-Revue über sechszehn Nürnberger Soldaten auf seinem Paradeplatz, einer gesprungenen Steinplatte. Die Puppe ihrerseits hielt ein artiges Lever, trotz

der Königin Antoinette von Frankreich, und Louise las einer hölzernen Schafheerde aus einem neuen unzerreißbaren Bilderbuche fünfundzwanzig Reime, jedem mit einem andern Anfangsbuchstaben des Alphabets vor.

Gretchen aber hatte die rothe, wollene Jacke angezogen, über die alte, die ihr ein wenig zu knapp vorgekommen sein mochte.

Der Fremde war erst tief erregt von der Leere und dem Elend des Hauses in freiem Felde gewesen. Er hatte sich gewünscht, reich, unermeßlich reich, ein Kaiser zu sein, um alles Entbehren in Genießen umwandeln zu können; er fühlte, wie viel schöner Theilgeben, als Theilnehmen sei. Dieses verräth ein unerstorbenes Herz, — jenes bringt dem Herzen das größte irdische Glück.

Wie leicht ist es, aus des Elends Wohnstätte des Jubels Haus zu machen! Wie leicht vergißt ein Kindesgemüth das schwerste Leid! Der Fremde steht auf und will sich entfernen, da schließen die Kleinen aus eigenem, innerem Antrieb eine Kette um ihn, umtanzen, umhalsen ihn, nennen ihn „Vater", und es entsteht ein Wettstreit, wer ihm den letzten Kuß geben, den letzten Dank sagen darf.

Und Gretchen? Sie findet keine Worte, sie reicht ihm die Hand und — weint!

Sie fragt ihn dann nach seinem Namen, — der Vater werde ihm morgen danken . . . Der Fremde weigert sich, ihn zu nennen, — das Bewußtsein, ein paar gute Menschen glücklich gemacht zu haben, ist ihm Dank für Lebenszeit.

Gretchens Stimme ist unter Thränen erstickt. Und der Fremde geht wirklich fort.

Sie weiß nichts von ihm. Sie soll ihn nicht wiedersehen, dem blinden Ungefähr es überlassen, ihr dies so warmfühlende,

edle Herz nochmals aus dem theilnahmslosen, kalten Haufen zuzuführen! . . . .

Doch es ist noch etwas Anderes, als Dankbarkeit, — ein Etwas, das ihr zuruft: „Folge ihm!"

Sie empfiehlt den Kindern, artig zu spielen und schlafen zu gehen . . . . Der Vater muß ja inzwischen auch heimkommen.

Sie hüllt sich nochmals in die Decke und stürmt fort, — die Fußspuren im Schnee leiten sie.

Bald ist der Mann im weiten Mantel, mit dem breitkrämpigen runden Filzhut erspäht, und scheu, wie ein Reh, leise, wie der niederfallende Schnee, folgt sie ihm nach.

VI.

Von Furien gepeitscht, dem Wahnsinn nah, irrt Christian durch die Straßen. Er hat keine Ahnung davon, daß ein Glück zur rechten Zeit, also doppelt hülfreich, bei den Seinen eingetreten, daß er ruhig heim schreiten und sich auf sein Strohlager betten kann. Morgen sieht ja Alles anders aus. Hinter ihm auch stürmt der Hunger, vor ihm schwebt eine fürchterliche Medusa, in deren glänzendem Schilde er die sterbenden Seinen sich wiederspiegeln sieht.

Er überlegt nicht mehr; sein Gehirn begeht Verbrechen, an denen seine freie Willensentschließung nicht Theil hat. Es ist entsetzlich, daß der Mensch in der Verzweiflung Thaten verüben kann, die er, selbst verzweifelnd, noch verdammt, und daß solch fürchterliche Gewaltakte für den Vollzieher unnöthig waren. Der Niedriggestellte ist zu fürchten, nicht der Hohe. Das Meer wird nur selten das Land bedrohen, aber der kleine Fluß schwillt leicht über. Ach, er wirft nur die Welle, die er nicht tragen kann,

ans Land und fließt dann ruhig weiter. Aber das Unheil, das er angerichtet, ist es immer wieder gut zu machen?

Zum Glück sind die Verbrechen, die Christian in wachen Wahnsinnsträumen begeht, nicht so leicht in der Wirklichkeit auszuführen. Stehlen; wo, was? Alles ist verschlossen, behütet, bewacht. Die Menschen gehen dichtgedrängt auf den Straßen, in den Stuben sitzen die Glücklichen beisammen um den goldenen Lichterbaum, auch die Unglücklichen schließen sich heute fester aneinander, und er weiß nichts von einem unbewachten, unverschlossenen Schatze. Keiner schreitet einsam in einer abgelegenen Straße, Einer schützt gleichsam den Andern. Und oben in den Dachgiebeln, wo die Lichtlein einzeln brennen, da ist nicht viel zu holen; so wenig, wie bei den armen Handwerkern, die hie und da wirklich in eine Seitengasse einbiegen. Da thut's eben wieder Einer. Christian schleicht ihm nach. Aber das ist ein baumlanger Mensch; trägt er auch ein Bündel in der Linken, so hält seine Rechte einen mächtigen Knotenstock und Christian ist so schwach, so hungrig und so müde.

Ihn fröstelt, ihn friert. Er taumelt.

Da biegen zwei Gestalten scharf nacheinander in die Nebenstraße.

Zuerst ein untersetzter, eiliger Mann mit einem weiten Mantel und einem runden, breitkrämpigen Filzhute. Dann ein Mädchen in eine Decke gehüllt. Fast will ihm scheinen, als ob er die Gestalt kenne, aber in der Mitte der Gasse, an deren Ecke er noch nachschauend verharrt, biegt der Herr unter einen Thorbogen ein; das weibliche Wesen bleibt eine Sekunde lang stehen und verschwindet in dem gegenüberliegenden Hausthore. Dann ist Alles still.

Christian folgt den Beiden, unwillkürlich, mechanisch, wie einem Geheimniß, wie vorbeigezogenen Wolken, die der träumende

Blick eine Zeit lang gedankenlos angestarrt, in denen er Abbilder irdischer Erscheinungsformen zu sehen geglaubt und die nun, in die Ferne gerückt, ganz andere Bildungen angenommen haben.

Vor dem Hause, in dem der Breitkrämpige verschwunden, bleibt er stehen. Das Thor gegenüber liegt einige Schritte weiter an der Straße hinauf. Ein Paar Fuß vor dem diesseitigen Gebäude fällt aus einem der ersten niedrigen Parterrefenster heller Lichtschein auf den schimmernden, glitzernden Schnee, in dem nichts zu sehen ist, als die Fußstapfen des vorangegangenen Mannes.

Christian kann, ohne bemerkt zu werden, ganz am äußersten Rande des ersten Fensters in die Parterrewohnung hinein sehen.

Ein Christbaum steht auf der weißgedeckten, unter Geschenken, Spielsachen, Büchern und Blumen fast verschwindenden Tischplatte. Eine Familie sitzt, steht, tanzt, springt um den leuchtenden Baum. Jetzt tritt der von der Straße angekommene Mann ein. Er wirft den Mantel, der mit Schneeflocken bedeckt ist, auf die Ofenbank und schüttelt den Hut gegen dieselbe; dann legt er ihn oben auf den Mantel. Der Schnee thaut auf und diamantene Tropfen, in denen sich das Licht des Christbaums spiegelt, rollen von dem schweren Tuch und dem dichten Filz auf die Erde.

Unter den Kindern entstand eine lebhafte Bewegung. Sie ließen ihr Spielzeug im Stich, hingen sich an die Hände, die Kleider des Eintretenden fest, liebkosten ihn, zogen ihn an den Tisch und schienen ihm für bereits empfangene Spenden zu danken.

Christian betrachtete die beiden alten Leute, die zwei Frauen, welche allerlei Stickereien erhalten hatten, darauf deutlich „Rahel" oder „Leah" zu lesen war, näher und schüttelte das Haupt. Er blickte aufwärts und las auf einem schwarzen Schilde die weiße Inschrift: „Abr. Moses Sternthal, Waarenhandlung". Die alte Sternthal hatte braune, auf der Stirn glattgestrichene Haare, ob-

wohl sie den Sechzigen nahe schien, sie trug offenbar die den jüdischen Frauen vorgeschriebene Perrücke, zwei jüngere Männer standen bei ihren Weibern, Rahel und Leah.

„Grüß Dich Gott," sagte innen der Vater zu Erhardt. Und die Mutter: „Gesegnet sei Dein Eintritt! Du strahlst ja ordentlich, Erhardt, Dein Gesicht lacht, als ob Du eine gute That begangen hättest!"

„Das hab' ich auch, Mutter!" erwiderte Erhardt freudig.

„Erzähl', erzähl'!" riefen Rahel und Leah, die Schwestern, und deren muntere Kinderschaar umdrängte, Puppen und Spielgeräth vergessend, den geliebten Onkel. Sie holten kleine Fußbänkchen und Schemel, und nun konnte der Rhapsode dem kleinen Volke sein kurzes Epos auftischen.

„Weit draußen im Felde, ganz allein und verlassen steht ein kleines Häuschen, da wohnen ein Paar Kinder, ganz so hübsch, so artig und so gut wie Ihr, aber ihnen geht's sehr schlecht. Sie haben nichts zu essen, nichts zu trinken, nichts um damit zu spielen. Während Ihr Euch's hier wohl sein lasset, warme Kleider und Schuhe, hübsche Sachen und liebe Eltern habt, sind die armen Feldkinder von Allem entblößt. Sie frieren. Und doch wohnen sie auf derselben Erde wie Ihr, stammen sie von denselben Urvätern, fühlen, leiden, denken, freuen sie sich gerade so wie Ihr. Ein Gott wacht über ihnen und über Euch. Da sandte dieser Gott mir einen Engel, Menschen nennen ihn die Kunst. Und die Kunst gab mir Gold in seinem Namen, viel Gold und er ließ sie sprechen: ‚Gehe hin und kleide die Nackten und speise die Hungrigen.' Und so that ich's denn. Ich will mich aber dessen nicht rühmen, sondern nur froh sein, daß mir die Freude gegeben ward, andere froh machen zu können. Die Feldkinder sind jetzt so lustig wie Ihr, noch viel lustiger und ausgelassener, denn

sie kannten erst den Schmerz und dann die Freude; Ihr aber kennt nur die guten Tage!"

So sprach Erhardt zu den Kindern und diese waren zunächst recht ernst und aufmerksam; als aber dann das Mädchen aus der Küche mit der dampfenden Suppenschüssel zur Thüre hereintrat und sie auf einen anderen sauber gedeckten Tisch stellte, da traf lautes Geschrei nnd Getöse des draußen harrenden Christians Ohr.

„Und Diese feiern unsere Feste!" knirschte er und zertrat den kalten Schnee unter seinen Füßen.

Drinnen aber gab der alte Sternthal auf irgend eine Bemerkung der Seinen zur Antwort: „Ich weiß wohl, daß uns das Christfest nichts kümmert. So wenig, als es uns angeht, wenn jetzt Einer zwischen uns träte und sagte: „Ihr, Ihr habt unsern Heiland gekreuzigt!" Gott weiß, daß wir Alle selbst einem Thiere nichts zu Leide thun möchten, weil wir wissen, daß es den Schmerz fühlt, wie wir selbst; und wir sollten einen erhabenen Menschen mit Nägeln an ein Stück Holz schlagen können? Wir sind nicht daran Schuld, daß es geschehen, und nicht daran, daß andere Juden vor uns klug, weise, gerecht und barmherzig waren. Ein Jeder von uns kann nur für sein eigenes Thun verantwortlich gemacht werden!"

Die alte Mutter Sternthal schüttelte ihr bräunliches Haupt und sagte: „Aber Abraham, es steht doch geschrieben: Denn ich bin der Herr, dein Gott, ein eifriger Gott, der die Missethat der Väter heimsucht über die Kinder ins dritte und vierte Glied, die mich hassen!"

„Laß es geschrieben stehen, Sarah!" entgegnete der Alte. „Unsere Väter, bis ins vierte Glied hinaufwärts, scheinen keine Missethaten begangen zu haben, denn Gott, der Herr, hat uns nicht heimgesucht, die wir ihn nicht hassen. Und von der Missethat

der Mutter steht nichts geschrieben, und Du warst mir immer ein treues und braves Weib! Warst keine Eva, für deren Apfelbiß wir zu leiden hätten!"

„Und uns eine gütige Mutter!" stimmten Rahel und Leah ein, den letzten Satz des Alten überhörend.

„Alles recht und gut," fiel die beängstigte Alte wieder ein. „Wer aber kann von uns aufstehen und sagen, er ist ohne Missethat? Und ist nicht auch zu lesen: Du sollst keine andern Götter haben vor mir!"

„Aber Mütterchen!" rief Erhardt. „Ein Christbaum ist doch kein Gott, und wir machen ja nur uns selbst und den Kindern die unschuldigste Freude damit. Ein Fest des Schenkens ist Gott wohlgefällig, der auch gesagt hat: Und Barmherzigkeit erzeige in viel Tausend, die mich lieben und meine Gebote halten."

„Und da fällt mir ein," unterbrach Vater Sternthal seinen Sohn, „daß neben uns der alte, blinde Geiger in seiner Dachkammer heute Abend gewiß ein trauriges Christfest feiern wird. Wie wär's, Erhardt, wenn Du nach dem Gläschen Punsch, den uns die Mutter bereitet, hinauf in seine kalte Stube stiegest, und ihm die paar Guldenzettel brächtest. Ich hab sie ihm lange zugedacht und heute wäre so recht eine Gelegenheit, den armen, verkommenen Mann als Christengel zu erfreuen."

„Du hast Recht, Vater!" erwiderte Erhard und stand auf. Er nahm des Alten Geld, zog seine Brieftasche aus dem Seitenfutter des Rocks, legte noch etwas von dem Seinigen zurecht, und sagte Allen gute Nacht.

Er legte den Mantel an, setzte den Hut auf und schritt auf die Thüre zu.

Eine unheimliche Gestalt, sich unter den Fensterrahmen bückend, huschte an der freundlichen Wohnung ebener Erde vorbei.

Kaum hatte Erhardt ein Paar Schritte aus dem Hausthore gethan, als ihm ein Mann einen schweren Faustschlag aufs Haupt versetzte. Dann fühlte er ein scharfes Eisen in seiner Brust, — eine Blutwelle entströmte seinem Herzen, nach dem er eine kalte Hand greifen sah, und — bewußtlos sank er zu Boden. —

Von der nahen Dachkammer drangen klagende, wehmüthige Geigentöne durch die mit Papier verklebten Fensterscheiben. Der blinde Geiger sollte keine fröhliche Weihnachten haben. —

Lange hatte Christian das hervorgeholte Messer an seiner Brust, unter seinem dünnen, schwarzen Rock verborgen gehalten. Er hatte gefühlt, wie der Stahl Wärme annahm, obwohl sein eigener Körper immer mehr erkaltete. Sein Herz ward Stahl. —

Dann sah er die schönen neuen Guldennoten, die Brieftasche, daheim den Hunger, hier den Überfluß; er sah vor sich den reichgedeckten Tisch, von dem nicht Alles aufzuzehren war, und empfand selbst die stechendste, bitterste Hungersqual, — die Versuchung war zu groß, und er stach zu! —

VII.

In dem einsamen Hause im Felde brennen die Lichter herab. Die Kinder haben sich müde gegessen, getrunken, getollt, gelacht; sie gähnen, sie reiben sich die Augen. Kein Gretchen, kein Vater. Es ist doch Unrecht von ihnen, sie so allein zu lassen. Georg, Louise und Mitzi trösteten sich gegenseitig. Aber endlich war's doch zu trostlos. Wenn die Puppen, die Pferde, und das Gethier in dem Kasten nur nicht so dumm und stumm sein wollten. Immer fragen und nie Antwort erhalten! Immer vor- und ansprechen und keine Gegenrede, das ist doch zu langweilig. Nun brennen die Lichter ganz niedrig.

„Wie sich so ein Licht verzehrt!“ philosophirte Georg.

„Verzehrt?“ wiederholte Louise staunend.

Und sie traten an die Lichter, an den Tannenbaum, der schon unheimlich zu knistern anfing. Georg, der größte, kletterte auf den Tisch, um ein Kerzlein auszulöschen, da fiel der Baum um und brannte lichterloh. Die Kleinen flohen in eine Ecke und kreischten laut. Ein Luftzug, — die Thüre geht auf, der Vater tritt ein. Zerstört, blutig; aber er hat Brod. Die Kinder stürzen auf ihn zu, und schrecken vor dem Blut an seiner Hand zurück. Entsetzen faßte ihn, rasch zertritt er die Flammen des Christbaums, er versengt sich die Kleider, verbrennt sich die blutigen Hände. Zugleich gewahrt er all' die Herrlichkeiten rings umher: die guten Speisereste, für ihn aufbewahrt, den Wein, der Kleinen Freudenwelt, die Spielsachen, er empfindet die behagliche Wärme des sonst so öden Gelasses, — und wie er mit Grauen und Grausen überdenkt, was er gethan, wie er mit Schauder und Entsetzen einsieht, daß der Mord, den er verdammt, das Verbrechen, das er haßt, die Sünde, die er stets geflohen, unnöthig, nutzlos gewesen, da fühlte er einen Schmerz, einen Krampf, wie ihn nie die Noth gegeben, da sinkt er, mit plötzlich schneeweiß gewordenen Haaren, hungrig, — denn er hatte kein Brod berührt, — inmitten seiner wehklagenden Kinder, todt zu Boden.

VIII.

Die Gesellschaft im Sternthal'schen Hause schickte sich zum Aufbruche an.

Da ertönte von der Straße her das Geräusch eines dumpfen Falles, dann der Aufschrei einer jugendlichen, weiblichen Stimme.

Die Schwiegersöhne eilen hinaus, die Eltern stehen erstarrt, die Kinder schmiegen sich ängstlich an ihre junge Mutter an.

Draußen liegt Gretchen im Schnee, über die leblose Gestalt Erhardts hingebeugt.

Hat sie den Enteilenden erkannt? Hat sie ihn hinter ihrer Hausthüre, von der sie nur die letzten, nicht die ersten Parterrefenster der Wohnung der jüdischen Familie überschauen konnte, schon länger beobachten können? Hat sie das an ihres Vaters Herzen langsam warm gewordene Messer zucken gesehen? Hat sie des Vaters Gedanken errathen? Wie sollte sie an Mord denken? Aber wollte sie doch selber -- stehlen!

Der Räuber war entflohen, die Straße menschenleer. Nur die Geige klagte noch oben, — wie um ein verlorenes Leben.

Das Mädchen mit dem kohlschwarzen Haar und dem kleinen nelkenrothen Mund, in der rothwollenen Jacke, hatte eine Pferdedecke über den Schnee gebreitet, darauf legten die jungen Männer den Maler, und trugen ihn mit Gretchens Hülfe ins Haus. Diese klagte immer angstvoller, weinte und schrie: „Unser Retter, unser armer Lebensretter!“ Sie ließ es sich nicht nehmen, sie mußte bei dem Verwundeten bleiben dürfen. Sie mußte erzählen, was sie gesehen. Beim Heraustreten Erhardts war ein Mann auf ihn zugetreten, hatte ihn niedergestoßen, sich über ihn gebeugt, und war entflohen.

Einer der Schwiegersöhne war Arzt.

Man entkleidete den Armen und untersuchte die Verletzung.

Leahs Gatte schüttelte den Kopf und befahl die strengste Sorgfalt und Ruhe. Das Uebrige veranlaßte er selber. Er konstatirte eine breite Wunde über dem Herzen, starken Blutverlust, — mehr konnte er fürs Erste nicht sagen.

Als Erhardt verbunden und aufs Bett gelegt worden war

schlug er für einen Augenblick die Augen auf. Das Mädchen kniete am Bettesrand. Der Kranke sah Gretchen, legte die Hand auf ihr Haupt, sein Auge leuchtete einen Moment, er flüsterte: „Gretchen, gutes, armes Kind!“ Dann verlor er wieder das Bewußtsein.

Trauer, Kummer und Sorge waren an den Lichterbaum getreten und hatten die fröhlichen Christgeister verscheucht. Die Mutter zerfloß in Thränen, und überhäufte den alten Sternthal mit abergläubischen Vorwürfen. Sie hatten sich doch andere Götter gemacht, und ihr Gott war ein rachsüchtiger Gott und strafte sie schwer. So sagte sie.

Mitten in der feierlichen Stille, in der nun fast dunklen Stube, durch welche der Todesengel schwebte, raffte sich Gretchen plötzlich auf. Hier lag der Kranke, sterbend vielleicht durch ihre Schuld, — wegen ihrer war er so spät und einsam zurückgekommen, — und daheim harrten die drei Geschwister allein.

Sie wollte fort.

Wohin?

Zu den Geschwistern, — zum Vater!

Und sie erzählte ganz leise von der Noth, von dem Besuche Erhardts. Nun, dann war ja für heute geholfen. Sie mag bleiben, es ist schon zu spät.

Nein. Sie muß zu ihnen. Der Vater, wer weiß — —

So soll sie ein alter Diener des Hauses begleiten.

Aber wenn Erhardt stirbt, in dieser Nacht! Sie wird ihn nie mehr wiedersehen. Nur die Hand, die sie so reichlich beschenkt, und jetzt so schmerzlich zucken mußte, wollte sie noch einmal küssen.

Sie beugte sich nieder, am Bette, da wendete sich der Kranke wie im Fiebertraum, ergriff ihr Handgelenk und hielt sie fest.

Sie mußte bleiben.

Der Vater ist ja draußen bei den Kindern.

Sie wachte — eine furchtbare Nacht war's, — an Erhardts Lager.

Einer der Schwiegersöhne eilte auf die Polizei und machte die Anzeige von dem Geschehenen. Es war aber nicht viel zu erfahren. Die Gerichtspersonen kamen, der Kranke war besinnungslos. Gretchen sagte aus, was sie wußte. Ein alter Diener wurde des Morgens in das Feldhäuschen gesendet. Er brachte die Kinder mit; Rahel nahm den Georg, Leah die Louise und die alte Sternthal die kleine Mitzi zu sich. In jeder Familie war noch so ein kleines Plätzchen.

Gretchen hatte Morgens mit hinausgehen wollen, der Kranke schien aber bei geschlossenen Augen jede ihrer Bewegungen zu empfinden, zu errathen, von ihnen Heilung oder Schmerzensvermehrung zu empfangen, und so blieb sie, wie das Eisen bei dem Magnet. — Ihr Vater war todt. Der Diener erzählte, wie gräßlich es anzuschauen gewesen sei, die drei armen Würmer um den kalten, schneeweißen Mann kauern zu sehen, — um den Tod, ohne zu wissen, was der Tod ist!

Wer von uns weiß es denn?

Der Mann mußte sich beim Fallen verletzt haben, — so sagten die Kinder aus, — denn seine Hand war blutig.

Sie hatten es vergessen, daß sie schon roth gewesen, als der Christbaum brannte und der Vater hereintrat.

Gretchen faßte sich. Es war grausam und gütig zugleich, das Schicksal. Nun standen dem armen Vater keine Erdenschmerzen mehr bevor, und der göttliche Richter wird ja wohl wissen, was er thut.

IX

Lange, lange Wochen verstrichen. Hierhin und dorthin schwankte die Wage zu Erhardts Häupten, — bald mehr nach dem Leben, bald mehr nach dem Tod.

Aber die Liebe wachte, — die Elternliebe, die Schwesternliebe, die Freundesliebe, und noch eine andere, unsagbar holde, unsäglich achtsame, furchtsame und sich selbst räthselhafte Liebe!

Und Erhardt genas.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Im Dornbacher Park ist's schön zur Frühlingszeit. Das wissen die jungen Leute, die sich lieb haben, und wandern hinaus im April und Mai, wenn das Dunkelgrün so herrlich beim Hell=grün steht. Ist man eine geheimnißvolle, tiefschattige Allee hinein und heraus gewandelt, an einem moosbedeckten Obelisken vorbei, so kommt man über sammetweiche Wiesen weiter in den Wald, an eingehegten Gründen vorüber und an kleinen Wassern. Am Teichrande stehen ein paar Bäume. Die Fluth liegt klar, wie Spiegelglas. Was sich darin spiegelt, erscheint wie die Wirklichkeit, — wie die umgekehrte, versteht sich. Ein paar fünffingerige, große Kastanienblätter schwimmen auf den Wassern wie Hände, die sie geglättet hatten.

Am Waldrande, hinter den weiten, sammetnen Wiesen, steht eine Bank. Von dort aus bietet sich dem Auge ein liebliches Bild dar. Zuerst die Wiesen. Jetzt kommen Schlüsselblumen und Maaßliebchen darauf hervor. Links thürmen sich schimmernde Nadelholz=Hügel, deren dunkle Partieen dem jungen Laubgrün einen prächtigen Hintergrund verleihen. Rechts scheint eine große Kastanien=Allee stadtwärts zu schreiten; Tausende von weißen

Blüthenkegeln hat sie aufgesteckt, diese aus dem Wintersturm siegreich heimkehrende Kolonne. In die Teiche fällt ein Stück blauen Himmels. Vorn heben sich ein paar schneeweiße Buchenstämme freundlich über das Grün, und ganz in der Ferne braut und blaut ein gleißender, glitzernder Duft, aus dem spitze Thürme herauslugen.

Das ist das schöne Wien an der rauschenden Donau!

Hinter der Bank stürmt ein Frühlings-Bächlein in die Raine, waldherkommend. Tief im Forste selbst ruft der Kuckuk viel hundertmal.

Auf der Bank aber sitzt ein fröhliches Menschenpaar, sich umschlungen haltend. Es ist sonst Niemand weit und breit um sie her zu sehen, — nur der Kuckuk und das Waldbächlein. Erhardt ist noch sehr blaß; Gretchen aber ist viel größer, stattlicher und schöner geworden. Sie sind verheirathet. Sie sind glücklich. Sie küssen sich. Da tritt eine Frau mit ihrem Kind aus dem Dickicht an sie heran und bietet ihnen Maiglöckchen dar. Mutter und Kind sind sehr arm, und die Maiglöckchen wachsen tief im Walde drin. „Aber die Vögel singen so gar viel schön dort tief drinnen!" flüstert das kleine Mädchen, und reich beschenkt wandern die Armen von dannen.

Gretchen hält die Maiglöckchen in der Hand und hört sie klingen: „Ihr seid Alle Sünder, — Ihr seid Menschen. Ihr seid geschaffen, einander beizustehen in Liebe und Noth. Wehe den Menschen, die der Glaube trennt. Es ist nur *ein* Gott, der nicht hat Namen und Gestalt, und sein Gebot heißt: Wolthun!"

So klingen die Maiglöckchen, — nur muß man sie verstehen.

Und die beiden Glücklichen nehmen das schöne Landschaftsbild in sich auf und mit nach Hause in den Staub der Stadt. Ungetrübt wohnt es in ihrer Seele, gleichwie das Glück.

Erhardt aber hat noch viele Bilder vollendet, und Kenner sagen, er habe das mit Rubens gemeinsam, daß auf allen ein stets schöneres, blühenderes Weib zu sehen sei, welches ihm Muse geworden und geblieben, — seine Frau!

Liebe und Pflicht.

(1882.)

I.

Vor einigen Jahren ereignete sich in Wien eine sonderbare Begebenheit in Kreisen, die der großen Bevölkerung unzugänglich sind, und welche aufgezeichnet zu werden wohl verdiente. — Ist es nöthig, dem aufmerksamen Leser zu sagen, daß dem Erzähler die Briefe seiner Helden vorliegen und daß er nicht der Erfinder der intimen Einzelheiten ist? —

In den lange Zeit geschlossenen Redouten-Sälen der kaiserlichen Hofburg ward einer jener Elite-Bälle abgehalten, dem irgend eine bürgerliche Corporation den Namen giebt. Jugend, Schönheit, Eleganz, Luxus drängten sich in heiterem Frohsinn durch die freundlichen Räume. Die weißen, mit schmalen Goldleisten umrahmten Wände der Säle, die von tausend riesigen Wachskerzen beleuchtet glänzten, machten einen wohlthuenden Eindruck in der etwas altväterischen Einfachheit, besonders wenn man an die verschwenderische Pracht modernster Saalbauten, die in Gasgluth zu schwimmen scheinen, dachte. Die verführerischsten Weisen des populären Wiener Componisten klangen durch die hohen Hallen; die Tonwellen schmiegten sich um die hochaufathmenden Gestalten leicht-

füßiger Tänzerinnen, sie flutheten um die entblößten Nacken, die glühenden Wangen, die wallende Brust; sie schlugen an das kleine, zierliche Ohr der lebenslustigen Wienerinnen, und schlangen sich höher um die wie Ballons im Aether schwebenden Kerzenlüster, um die Girandolen an den Wänden; sie belebten eine Secunde die heller aufleuchtenden Flammen und verhallten im Raume. Die Menge wogte nach den Erfrischungssälen; Uniformen des österreichischen Heeres und fremder Staaten, alte Herren mit rothen Bändern um den Hals und einem ganzen Lädchen von Sternen und Kreuzen auf der Brust, verstellten den Weg. An manchem Arm aber, der zu einem dieser alten besternten Herren gehörte, hing ein blühendes Mädchenbild, auf manchen lehnte sich irgend eine berühmte Schauspielerin, und dann ging ein Flüstern, ein Rauschen durch die nahestehenden Gruppen; man fragte; man nannte sich Namen und manch beneidender oder bewundernder Blick folgte dem ungleichen Paare.

Jetzt ertönte eine Fanfare — nun die Nationalhymne. Der Kaiser hatte seine Anwesenheit in Aussicht gestellt, und, mit an Königen gepriesener Pünktlichkeit, erschien die Majestät um 3/4 10 auf der Treppe. Die jüngste Generation der Monarchie bewies sofort, daß für republikanische Ideen weder jetzt im Saale, noch im zukünftigen Jahrzehnt der geringste Raum sei. Die Capelle brach die berauschendste Walzermelodie ab, die Tänzer bildeten ein Spalier von Schönheit und Kraft quer über das glatte Parquet und nun konnte man sich gegenseitig bewundern und bestaunen lassen. Die zwei Reihen herrlicher Mädchen und Frauen, überragt von den dahinterstehenden Partnern und Müssigen, konnten den Kaiser, die Kaiserin, die Erzherzöge, die Botschafter und Gesandten, die Oberhofmeisterin einmal Revue passiren lassen, und diese schritten eine Front hinunter, die doch noch schöner war, als die eines Regiments

wackerer Czechen oder biederer Steierer. — Der Hof nahm auf einer für ihn bestimmten und geschmückten Galerie Platz; man freute sich, wie seit zwanzig Jahren, des jugendlichen Aussehens der großmütterlichen Landesmutter, der Ritterlichkeit Sr. Majestät, der Schönheit einer oder der anderen Erzherzogin, und:

„Ein vis-à-vis wird gesucht!"

„Chaine des Dames!" „En avant deux!" tönte die Stimme der Tanzordner durch den seinem Vergnügen wiedergegebenen Festraum.

Auf einer rothsammetenen Causeuse, unter dem Schatten der überhängenden Galerie, gegenüber der kaiserlichen Loge, saß ein plauderndes Paar.

„Aber Fürst! Haben Sie sonst gar keinen Ehrgeiz?" sagte die schlanke, blendend schöne Dame zu dem in nachlässiger, eleganter Stellung neben ihr lehnenden Cavalier.

„Ehrgeiz? — Stimme im Reichsrath, Einfluß bei Hof — diplomatische — militärische Stellung — Nordpolfahrt — — das macht mich lächeln. Ich begreife nicht, daß junge Leute — (die schöne schlanke Dame sah „gutmüthig-malitiös" nach der schon hohen Stirn und dem glattrasirten Gesicht des Aristokraten) — noch ehrgeizig sind, wenn sie lesen und sehen, wie sich selbst der Ehrgeiz, die letzte Leidenschaft, im Alter legt, und wie wenig die erhofften Dinge in Erfüllung gehen! — Ich habe nur noch einen Ehrgeiz, schöne Hanna —"

„Etwas leiser, Fürst!" flüsterte die Schöne mit den großen, blauen, mandelförmigen Augen. „Also welche letzte Leidenschaft?"

„Hanna, meine erste und letzte Leidenschaft sind Sie, und mein Ehrgeiz, meine letzte Leidenschaft ist es, Sie mein Weib zu nennen!"

Die Dame erröthete, erbleichte und sank zitternd in die Sammet-

kissen zurück. Die Klänge eines Galopps, der dem wilden Jäger eben recht gewesen wäre, und die Athemzüge einer berauschten Menge kamen wie das Grollen und die Temperatur eines sommerlichen Gewitters in jene stille Ecke. Es war, als ob ein Riesenfächer brennende Luft gegen sie wehe. — Hanna war aschblond; ihr Gesicht das süßeste Oval, daß sich denken läßt, die Augen füllten es wohl zum vierten Theil aus, so groß waren sie, und ihr Feuer, ihre Beweglichkeit ließ sie noch größer erscheinen. Ihr Mund war ein Wunder, kein ganz kleines, aber ein unsäglich sinnliches und begehrliches Wunder. Auch die Nase bestach nicht durch jene schelmische Niedlichkeit, wie sie für Kammerzofen unentbehrlich gehalten wird. Es war eine stolze, edle Nase, die auf Geist zu schließen erlaubte. Hannas Gestalt aber war die einer Königin. Ihre Taille konnte der Fürst — wenn er es versucht hätte — mit zwei Händen umfassen, ihre Hand, ihren Fuß ganz gut mit einer Hand umschließen und unsichtbar machen. Ihre Büste zeigte die feinsten, zartesten Conturen und es war etwas von unbeschreiblicher Unberührtheit, Jungfräulichkeit und Keuschheit über die schlanke Figur gegossen. Alles an ihr, Auge, Mund, wie Nervosität und Rastlosigkeit deutete aber auf eine verhaltene, unbefriedigte Sinnengluth, die einem Andern als dem seiner bewußten Fürsten Leuchtenthal eine gewisse Bangigkeit eingeflößt haben würde.

„Heirathen!“ hauchte Hanna. „Sie, Fürst, eine Bürgerliche!“

„Ich lebe in meiner Zeit! Alte Vorurtheile finden keinen Raum in meiner Brust. Ich bin reich und frei genug, um Niemanden befragen, fürchten zu müssen. Ich bin das Haupt der Familie und die Wenigen, die noch unseren einst so glänzenden Namen tragen, sind mir zu Willen — oder zu kaufen!“

„Mein Fürst,“ sagte Hanna, „ich danke Ihnen, daß Sie mir Ihre Liebe und zugleich Ihre Hand anbieten. Ich fürchtete Sie bisher und wich Ihnen aus, weil ich glaubte, Sie würden mir nur —“

„Nur meine Liebe? Hanna! Aber haben Sie denn nicht stets und immer gefühlt, daß ich Sie achte!“

„Ja, mein Fürst — ich danke Ihnen! Aber es kann nicht sein!“

„Ein Korb!“

„Kein Korb, ein vernünftiges Wort! Sie wissen, ich bin beinahe Witwe — das heißt — ich betreibe soeben die gerichtliche Scheidung von meinem Manne, der seit einem Jahre in China und Japan große — Einkäufe macht!“

„Auch Sie leben in Ihrer Zeit, Trennungen kommen vor, wie —“

„Mesaliancen wollen Sie sagen, und deshalb kann es nicht sein, Fürst!“

„Trennungen kamen vor, weil die Frauen Messalinen waren, und Mesaliancen, weil die Charaktere nicht zusammen paßten. Sie aber sind die edelste, reinste der Frauen, und ich habe die feste Ueberzeugung, daß unsere Seelen, Hanna, unsere Geister für einander geschaffen sind, und daß Ihr Mann —“

„Mein Mann war ein Kind!“

„Daß Ihr Mann der verabscheuungswürdigste, bornirteste . . .“

„Mein Mann war ein Narr!“

„Daß Ihr früherer Gatte mit Blindheit geschlagen sein mußte — solch einen Schatz nicht zu heben, solch ein Kleinod nicht in Diamanten fassen zu lassen, solch eine Heirath aufzulösen!“

„Heirath! Ach, wir waren so wenig verheirathet!“ seufzte die Blonde.

„Das ist es eben, Hanna! Was ist die glühendste Dame, wenn der Ritter Eis ist? Was ist der glühendste Ritter, wenn die Dame ein Gletscher? sagten die alten Troubadoure. Sie sind jung, leidenschaftlich — und unsere Flammen vereinigt – “

„Werden uns selber verzehren! — Lassen Sie sich, lassen Sie mir Zeit zur Ueberlegung — zur — Flucht vor mir und Ihnen!“

„Tyrannin!“

„O Fürst, Schönheit ist eine Tyrannin von kurzer Regierungsfrist, wie bald werden Sie in der Ballkönigin von einst nur die verblühte, reizlose Bürgerstochter erblicken, die wie ein verhüllender Schleier um Ihre Fürstenkrone . . .“

„Deren Geist die armselige Fürstenkrone wie überirdisches Feuer verklärt!“

„Wie bald wird Ihr Feuer, Fürst, im Besitze der ihm Nahrung dünkenden Myrrhen und Narden, sie verzehrend, erlöschen, und von mir bleibt nur ein Häuflein Asche — mein vernichtetes Herz —“

„Sie machen mich wanken, Hanna, fast glaube ich nicht mehr an meine Liebe, denn es heißt: Wer nicht brennt, kann nicht entzünden!“

Hanna senkte ihr schönes Haupt.

„Des Zündens ist nicht mehr Noth! Fürst! Suche ich doch schon lange den Brand zu löschen, den Sie entzündet.“

Die ersten Tacte eines Walzers erklangen. Der Fürst führte Hannas Hand an die Lippen, schlang seinen Arm um ihre Taille und zog sie hinein in den wirbelnden Tanz.

Jeder Rausch, er mag der entloderten Phantasie noch so sehr

gestatten, leere Räume mit ersehnten, geliebten Schemen zu bevölkern, das Fernste zu nähern und das unangenehm Nahe zu entfernen, ist nur ein Rausch des Einsamen. Der Trinker im vollen Saal unter Genossen und Brüdern, der Opiumesser in seinen clubartig ausgerüsteten Localitäten des Orients, er bleibt in Gesellschaft verlassen. Der Tanz allein ist ein Rausch zu Zweien. Wer kann sagen, welch Ungeheuerliches geschieht angesichts einer tausendköpfigen Menge, wenn sich zwei Menschen wie in seliger Brautnacht untrennbar umschlungen halten, vom Tacte einer bald bestrickenden, bald betäubenden, bald dämonisch aufreizenden Musik gewiegt, in einer Atmosphäre, die vom Hauche, vom Feuer von fünfhundert solcher tanzenden Menschenpaare flammend glüht, sengt und verbrennt? Die eben noch durch Sitte und Convenienz getrennten Körper berühren sich, schließen sich wie die Hände an- und ineinander, Brust legt sich an Brust, der Athem vermischt sich dem Athem, die Haare der Tänzerin berühren wie schmeichelnde Worte, wie säuselndes Geflüster das Ohr des Mannes. Ein Duft von Leben und Blumen strömt von ihr zu ihm auf, er fühlt die Bewegung ihres rhythmisch dahingleitenden Körpers, er preßt sie an sich; sie, von hundert andern gleich entzückten Paaren gedrängt, umtanzt, umwallt, strebt nicht zurück, giebt sich hin, vergeht in seinen Armen und — erschöpft, aber beglückt, glühend, aber wieder gesammelt, enden die Haschischesser des Tanzes in einer athemlosen, stummen Verbeugung — den Rausch zu Zweien!

„Thun Sie mit mir, was Sie wollen, mein Fürst! Ich kann ja doch nicht anders, als Sie lieben und Ihnen angehören!" hauchte Hanna, als sie wieder sprechen konnte.

In den grauen, geistvollen Augen des Cavaliers blitzte ein unheimliches Feuer auf. Wie er die sinnlose bunte Menge ver-

wünschte. Jetzt, jetzt allein mit Hanna auf einer Insel des Oceans zu sein, an einem weltverlassenen Gestade im Sande des Mittelmeeres, statt in der vergifteten, sahara-ähnlichen Luft der Redoutensäle. Dort, wenn er nicht irrte, saß ein römischer Legat; er hätte auf ihn zueilen, seinen kirchlichen Segen erflehen, mit Hanna — so wie sie ging und stand — fort, fort aus dem tollen Carneval, aus dem freudlosen Wien — in ein Traumland in einer Traumwelt entfliehen mögen.

Aber die rauhe Wirklichkeit war zu nahe. Bekannte kamen und gingen, man hatte Hanna, die in ein so ernstes Gespräch mit dem glänzenden Cavalier verwickelt schien, schon zu lange entbehrt. Freunde, die ein Recht darauf hatten, reichten ihr die Hand, junge Tanzlustige bewiesen höhere Rechte aus der von ihnen mit unleserlichen Hieroglyphen verunglimpften Tanzordnung, welche an einem seidenen Bändchen am Gürtel Hannas hing; dann drängte die gute, aber hungrige Mutter nach einem leerstehenden Tischchen während der Raststunde; auch der Fürst hatte einige gesellschaftliche Pflichten und so folgte auf den Moment der Begeisterung eine kleine Pause der Nüchternheit und Sammlung.

Der Fürst wanderte noch einige Zeit im Saale, der inzwischen leerer geworden war, umher, da und dort eine eitle Frau durch einige Komplimente glücklich, ein unerfahrenes Mädchen durch die einfache Frage: Wie befinden sie sich? mein Fräulein! erröthen machend. Ehe der Hof aufbrach, wurde er noch von dem ihm befreundeten Oberhofmeister zur Audienz befohlen und auch die Majestäten hatten ihm nur Wohlwollendes zu sagen. Er war eine vielbegehrte Persönlichkeit und die reichsten Erbinnen der Monarchie hätten ihm ihre Hand nicht versagt. Als ihn der Oberhofmeister ein paar Schritte zurückgeleitete, meinte er lächelnd:

„Mein Fürst, Sie haben heute unter unseren Augen die schönste Dame des Balles zur glücklichsten gemacht!"

„Excellenz, wie so?" fragte Fürst Leuchtenthal etwas zurückhaltend.

„Mein Gott, durch Unterhaltung, Tanz, Aufmerksamkeit. Die Bourgeoisie weiß die Herablassung des Adels auch in unseren nivellirenden, nihilistischen Zeiten zu schätzen."

„Die Frau ist ein Engel," sagte der Fürst.

„Hüten Sie sich vor den engelhaften Frauen, mein Fürst!"

„Warum, Excellenz?"

„Weil man sie schließlich heirathet!" — —

Leuchtenthal und Hanna trafen sich nochmals nach dem Souper. Sie genossen noch einmal das Vergnügen des Tanzes und flüsterten sich leise Liebesworte zu. Wenn man allein zu Zweien ist, läßt man gern das Herz sprechen; in der Gesellschaft, in der beobachtenden Menge gewinnt der Geist die Oberhand, selbst wenn er weiß, daß ihn kein Dritter hört.

„Ich sollte mich doch nicht wieder verheirathen!" sagte Hanna, als ihr Tänzer sie in langsamerem Tempo in seinen Armen wiegte.

„Warum, Hanna?"

„Weil ich schon einmal verheirathet war!"

„Nur gebrannte Kinder fürchten das Feuer. Der Erfahrene zwingt die Flamme zu seinen Zwecken, seiner Lust."

„Ich fürchte sehr, der Erfahrene werden immer Sie, ich würde immer das Gezwungene sein!"

„Noch sind Sie frei!" sagte er, drückte sie fester an sich und sah in ihre blauen, leuchtenden Augen hinab, die in einem Meer von Seligkeit zu schwimmen schienen.

Sie entzog sich ihm nicht und hauchte:

„Wollen Sie mir die Freiheit wieder geben?"

„Wenn Sie so wenig meine Gefangene sind, daß mit der Freilassung die Herzensfreiheit wiederkehrt, — ja — Hanna!“ —

„Das Herz! Ich fand es erst heute, indem ich es verlor!“

„Geliebte!“

„Mein Fürst!“

„Nicht mehr dies Wort zwischen uns, Geliebte!“

„Geliebter!“

Leuchtenthal hatte sich von dem im Vestibul harrenden Diener den Pelz umhängen lassen und den Wagen fortgewinkt. Die Nacht war kalt und sternhell. Er zündete sich eine Cigarre an und athmete die reine Winterluft der sonst so geräuschvollen, jetzt ausgestorbenen Straßen ein. Sie that ihm wohl nach jener stundenlang eingesogenen, sommerschwülen der Ballsäle. Aber die physische Kälte, die ihn jetzt umgab, fiel nicht in seine Seele und sein Herz. Die Quecksilbersäule seines Gefühls sank nicht um einen Grad. Er liebte jene schöne, geistvolle Frau, die er unglücklich wußte, wahr und aufrichtig. Alle Vergnügungen, die seine gesellschaftliche Stellung ihm aufdrängte, waren bis zur Neige gekostet. Er stand in der Mitte der Dreißig, im Vollgefühl seiner männlichen Kraft, umfassende Studien und Weltreisen hatten seinen Geist geklärt und gefestigt, er war ein Edelmann in des Wortes edelster Bedeutung und keinen Moment hatte er daran gedacht, mit der sympathischen jungen Frau, die einer feinen, geachteten und reichen Familie entsprossen, ein frivoles Spiel zu treiben. —

Vorurtheile kannte er nicht; Hindernisse standen ihm keine im Wege und in sicherer Erwartung eines nahen, durch kein äußeres Ereigniß zu zerstörenden Glückes betrat er sein Palais. Auf dem Schreibtische fand er einige Einladungen zu Hofjagden,

zu Vermählungsfestlichkeiten auf befreundeten Fürstensitzen und Schlössern vor.

Die schweren Gardinen hemmten jeden Laut von der Straße, von heim eilenden Wagen und dem erwachenden Wien.

Wunschlos und glücklich, aber voll der Hoffnung, die aus sich selbst Ideale schaffen zu können vermeint, entschlummerte der Fürst.

II.

Hanna Verneuil, deren Großeltern als Emigranten aus dem von der Revolution decimirten Paris nach der österreichischen Hauptstadt übergesiedelt waren, hatte eine verheirathete Schwester, in Allem ihr Ebenbild, nur von etwas dunklerem Teint; Lida's Haar, von kastanienbrauner Farbe, reichte, wie Hanna's blondes, bis an die Ferse, Lida war ein paar Jahre älter und nicht glücklicher in ihrer Ehe. Beide Schwestern, lange Zeit als verwöhnte, verhätschelte und angebetete Schönheiten gefeiert, konnten sich mehrere Jahre hindurch nicht zu einer Heirath entschließen; möglicherweise entschlossen sich auch die zahllosen Anbeter nicht zu einem Antrag, denn zu viel Schönheit flößt dem Manne, der Gatte werden soll, eine Furcht ein, die der ungebundene Liebhaber nicht kennt. An einem Tage vermählte sich Lida einem reichen böhmischen Baron Czedlicz, Hanna einem Groß-Industriellen der Kaiserstadt, Hornstein. Beide Ehen wußten von keinem rechten Glück: man munkelte von der Rohheit und Junkerhaftigkeit des Herrn Barons, man erzählte ihm allerhand Geschichten von Trunksucht, Mißhandlungen, Ausschweifungen — noch im Ehestande — nach, und von dem Kaufherrn Hornstein war überhaupt nichts zu erzählen. Außer seinem Geschäfte verstand er nichts, liebte es aber dennoch, in allen Künsten einem läppischen Dilletantismus

ausübend zu huldigen, wodurch er sich fortwährend in Gesellschaften so lächerlich machte, daß seine Frau, obwohl sie zu Hause keine Zerstreuung fand, und deren doch ihrer ganzen Erziehung gemäß bedurfte, selbst bat, sich von allen Unterhaltungen zurückziehen zu dürfen. Lida hatte zwei allerliebste Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, die sie jedes Leid vergessen machten: Hannas Ehe blieb kinderlos. Hornstein vernachlässigte seine junge Frau bald ganz, als er einsah, daß seine Bemühungen um sie so erfolglos blieben, wie es eben seine ganze Naturanlage mit sich brachte, und die unbefriedigte Hanna konnte ihr Haus füglich mit einem russischen Winterpalast vergleichen. Trotz allen inneren Comforts, aller wohnlichen Pracht, war er doch von Eis. Ihr heißes, französisch-wienerisches Temperament würde die frostigen Mauern bald zum Thauen gebracht haben, wenn die Kälte des Herrn Gemahls nicht stets das wieder gefrieren gemacht hätte, was die erweckende Sonne Hannas geschmolzen. Daß unter solchen Umständen das Gewand der Penelope nie beendet wurde, ist klar. Die Gatten kamen wegen einer Scheidung überein, und nur die Abwesenheit Hornsteins, sowie einige Hindernisse, die er wegen kleinlicher Geldfragen in den Weg legte, erschienen als Ursache, daß Hanna noch nicht völlig frei war. Doch hatte sie bereits das Haus des Gatten verlassen und wohnte in tadelloser Zurückgezogenheit bei ihrer alten Mutter. Diese besaß außer den beiden Töchtern noch einen Sohn, der als Officier in der kaiserlichen Armee, trotz seiner Jugend, sich schon durch Tapferkeit und Umsicht ausgezeichnet, und sich wenig um all diese Familienangelegenheiten kümmerte. Lida brachte den Winter in Wien im Hause ihres Gatten, Czedlicz zu, der ihr aber nicht erlaubte, Bälle und Carnevalsfeste zu besuchen. Je öfter er vergaß, daß der Schwur vor dem Altar ein gegenseitiger ist, desto eifersüchtiger wurde er

auf seine Frau — und um so weniger Grund hatte er zur Eifersucht. — Lida war eine von jenen heroischen Naturen, die ein stetes, unabwendliches Unglück stählt, und die nur in resignirter Pflichterfüllung und verborgenem Wohlthun einen Trost, wenn es einen für sie giebt, finden.

III.

Es war schon spät am Morgen, als die beiden Liebenden, wenn auch räumlich weit von einander entfernt, mit demselben Gedanken erwachten. Sie verweilten noch eine Weile, behaglich in die weichen Kissen gebettet, im Geiste bei einander und fingen dann den Tag damit an, sich zu schreiben. Der Fürst versicherte Hanna mit glühenden Worten seiner aufrichtigen und wahren Liebe; er schwor ihr, daß er Niemand vor ihr geliebt, daß er nur sie liebe, nur durch sie die Liebe kennen gelernt habe, und daß, was auch Unvorhergesehenes sich in ihrem Leben ereignen möge, keine andere Frau, kein anderes weibliches Wesen ein ähnliches Gefühl der Verehrung, Achtung, des Mitleids, der Hingebung und — warum solle er ein Geheimniß aus dem machen, was sie ja mit Stolz gegen sich selbst erfüllen müßte — der Sinnengluth, in ihm wach rufen könne! „Ich brenne“, so endete er, „von Deinen Lippen die Erlaubniß zu küssen, unser geheimes Glück aller Welt offenbar machen zu dürfen. Jede zustimmende Kundgebung wird mich für deren Urheber zum unverbrüchlichen Freunde machen; jeder Spott, jede Mißbilligung, die mir in anderem Falle den Degen aus der Scheide risse, wird mir nur ein trauriges Lächeln über die vorurtheilsvolle Thorheit der Menschen entlocken; mein Leben, jeder Athemzug, jeder Herzschlag, jeder Gedanke — und was für Gedanken, Hanna, hab' ich — gehört

von gestern Abend an nur Dir, Hanna! Hanna, o wie ich diese zwei Silben liebe. Tritt doch mit ihren Lauten ein Bild vor mich, wie ich es reizender, begehrenswerther, entzückender, berauschender nicht denken kann! Hanna, ich liebe Dich!"

Und er zeichnete hier zwei Accorde dazu, welche Lohengrin singt, da er sich zum Streit mit Telramund rüstet. —

Sein Diener übergab ihr das Billet, als sie sich zum Schreiben anschickte.

Und sie schrieb ihm: Es ist draußen kalt und so behaglich in meinem Zimmer. So ist die Welt und so ist's in meinem Herzen! Ich habe mich schön gemacht; in ein reizendes Negligé gehüllt, das für Dich lange nicht schön genug ist, o mein Fürst, mein König, mein Kaiser! Was befürchtest Du, was kann kommen, wenn unsere Herzen Eins sind, wie ich glaube! Wenn nicht alle Welt, von Gott, ihrem Schöpfer, bis zum letzten im Staub sich windenden Wurm Verrath und Falschheit ist, was kann uns trennen? Zertritt mich, wenn ich je einem Andern die Hand in Liebe drücke; sterben möge dieser Leib in dem Augenblick, da sich dieser Mund, der nach Deinem ersten Kusse dürstet, einer anderen Lippe in Liebe nähert! Begehrst Du es, so soll sich dieser Mund dem Kuß der Freundin, der Schwester, der Mutter versagen, jede Berührung, die nicht die Deine, erscheint mir wie Profanation! Ich bin fortan ein Altar, dem kein Hohepriester, dem nur die Gottheit selbst in verschleierten Stunden des Geheimnisses nahen darf, — meine Gottheit bist Du! Und wisse, meine Seele ist voll des griechischen Schönheitsideales, sie ist auch eine Monotheistin — sie dient keinem andern Gotte, als Dir, mein Fürst, mein Gott! — Ich habe das Wort Schwester dahin gebannt. — Sollte sie mir nicht ein warnendes Beispiel sein? Hat nicht auch sie außerhalb ihres Kreises gewählt; nein,

ist nicht auch sie aus ihren stillen Kreisen gerissen und unselig gemacht worden? — Aber Dich, mein Gott, mit dem Baron vergleichen, hieße an Deiner Gottähnlichkeit freveln! Ich glaube, daß Du an die Ehre glaubst, daß Du nicht freventlich mit der Ehre eines von Dir gefesselten Weibes spielen wirst, daß Du Deine eigene Ehre darin siehst, mich mit Ehren, die Du verleihst, zu umgeben! Nicht des Namens, nicht vergänglicher Ehren; mit der Ehre, die der Würde des Menschen entstammt! — Du siehst, Deine Liebe hat mich verzückt, aber erhoben; ach, die Glücklichen schweben immer ein Weniges über der Erde; sie nahen immer um ein kleines dem Himmel — stürze mich nicht aus all meinen Himmeln auf diese kalte, nüchterne Erde!! Die, aus der Du machen kannst, was Du willst, Deine Hanna!"

IV.

Es traf sich, daß wenige Tage nach dem Balle in den Redoutensälen der Empfangsabend der Baronin Lida war, zu dem sich Leuchtenthal ohne Furcht, dem hauptstädtischen Müßiggang Anlaß zu thörichtem Gerede zu geben, einfinden konnte. Zum Baron Czedlicz kamen allerlei Leute, seine adeligen Sippen, Verwandten und Gesinnungsgenossen und einige Freunde und Freundinnen seiner Frau, die sie unter keiner Bedingung aufgeopfert hätte, da sie ihr eine angenehme Erinnerung an glückliche Jugend- und Mädchentage waren, und weil sie mit ihnen noch besser harmonirte, als selbst mit den adeligen Damen, die sich ihr oder denen sie sich allmählich angeschlossen. Es dauerte einige Zeit, bis Hanna und Leuchtenthal einen Moment des Alleinseins genießen durften. Der Graf Johann Berg wollte ihr diesen Abend die Cour machen, aus „Desoeuvrement", weil sich gerade nichts

Verlockenderes — Graf Johann haßte alles Bürgerliche — bot! Es war einer jener unzähligen Ueberzähligen, denen zu begegnen man bedauert, und die man überall antrifft, die alles Unpassende thun, im Glauben, recht geschickt zu sein, die kein Wort sagen, das nicht eine Schmeichelei, ein Compliment ist, und die durch ihre Fürsorglichkeit ermüden. Dann bemächtigte sich Hannas eine lange, magere, vertrocknete Baronin, die stets guter Laune war, obwohl ihr Gesicht immer zu schmollen schien, und die ein immenses Haargebäude über einem unendlich dünnen Halse wiegte. Sie war eine Verwandte des Baron Czedlicz und erfreute Hanna jedesmal mit der vertraulichen Mittheilung, daß Conrad Czedlicz, ihr Liebling, eine Mesalliance gemacht und sein Glück in den Wind geschlagen habe. Dann rauschte sie an den Spieltisch, schrie, lärmte und gewann einen Abend wie den andern.

Nun näherte sich Hanna ein alter, weißbärtiger Arzt, der Vertraute vieler aristokratischer Familien, der, wenn er nicht gerufen ward, sich berufen fühlte, dem ersten Journale der Stadt interessante Feuilletons oder Correspondenzen aus Badeorten zu liefern.

„Sie sind ein beständiger Vorwurf für mich, gnädige Frau!" sagte er.

„Warum, Doctor?"

„Wenn man so gesund, so blühend, so glücklich aussieht, wie Sie, meine Gnädige, so fragen sich Meinesgleichen, wozu wir noch auf der Welt sind!"

Hanna lächelte. Sie war glücklich, aber was wußte der Doctor davon? Nur Einer ahnte es. Er war in demselben Hause, im selben Zimmer wie sie, seine Gegenwart erfüllte ihre Seele mit heiterer Ruhe und erregte doch ihre Sinne in jener wohlthuenden Weise, wie wenn wir in einem mit köstlichen Blumen

und seltenen Pflanzen geschmückten Gemache uns süßem Nichtsthun ergeben. Ihre Wünsche schienen erfüllt und nur wenn er sich entfernte, erwachten die unruhigen Geister wieder in ihr. Deshalb mußte sie ihm instinktmäßig folgen, als er einen kleinen Saal betrat, hinter dessen schweren Portièren an einem kleinen Tische vier Personen, vom matten Scheine einer Carcellampe beleuchtet, Whist spielten. Er stand hinter einem Stuhle, auf dessen Lehne er die Hand gelegt, und schien ein lebhaftes Interesse an den Karten zu nehmen. Sie trat hinzu, und unwillkürlich berührte sie einen kurzen Augenblick seine Hand mit der ihren. Er erbebte, sie erschrak. Ungesehen von Allen hob er seine Linke bis zu seinen Lippen und küßte die Stelle, die ihre kühle Handfläche gestreift. Diese einfache Huldigung rührte sie bis zu Thränen und den ganzen Abend ward sie von einem unsäglichen Wohlgefühl durchschauert; der Fürst las, von einer ähnlichen Wonne beherrscht, in ihren feuchtglänzenden Augen, was sie sich zu sagen keine Gelegenheit fanden.

Eines betrachtete im Geiste die Vorzüge des Anderen und gefiel sich darin, dem Anderen deren noch immer neue zu leihen. Hanna bewunderte den Geist, die Gewandtheit, die Ritterlichkeit, den Edelsinn des Fürsten, welche sich in jeder Bewegung oder jedem Worte kund gaben; der Fürst sah in Hanna nicht die ideale Schönheit, die, wie alle Vollendung, stets ein klein wenig monoton ist, sondern die Schönheit, die ihm gefiel, das Weib, wie er es verstand; mehr reizend, hinreißend und begehrenswerth, als tadellos schön; die Frau von Gemüth, Empfindung, Geist und Bildung, und die Frau, die ihn liebte.

Als sich die Gruppen nach dem Souper ein wenig vertheilt, die Männer sich in das Rauchzimmer zurückgezogen hatten, trat Hanna absichtslos und unbemerkt in den kleinen Wintergarten.

Sie überließ sich unter den breiten Blättern sorgfältig gepflegter Palmen, umströmt von berauschendem Dufte seltener Tropenpflanzen, einem stillen Träumen, als sie plötzlich die Nähe des Geliebten fühlte. Von einem großen Yuccabaum und seinen grünen Wedeln verdeckt, beugte er sein Haupt über die Sitzende und küßte ihr von rückwärts die Stirne. Der Duft ihres welligen Haares zog in seine Seele wie ein Kuß; sie aber ahnte ihn nur, erkannte ihn, ohne ihn zu sehen, und bewegte sich nicht. Als er aber leise flüsterte: „Hanna," hob sie die schönen, weißen Arme über sich empor, faßte sein Haupt in ihre Hände, zog es nieder und küßte ihn lange, lange und schweigend. — — —

„Setze Dich neben mich! So!" sagte sie. — Er umfaßte sie und drückte sie stumm an sich.

„Hanna, meine Seele, hast Du schon irgend wem gesagt, was zwischen uns . . .?"

„Nein! Geliebter! Ich fürchte mich vor dem ausgesprochenen Geheimniß. Nicht der Mutter, nicht der Schwester — kaum meinem Gotte möcht' ich es heute schon sagen! Bald muß ich ja ganz frei sein. Die Gerichte haben gegen meinen — Mann entschieden; ich bin zu jedem Opfer bereit; bleibt mir doch genug, um Dir nie eine Last zu sein. Wenn Du einst mit mir vor die Theuren, vor die Welt hintrittst und sagst: Sie ist mein, mein Weib — dann erst will ich Ja sagen, will ich's verkünden!"

„So treten wir jetzt so vor die Welt, vor die Gesellschaft, meine Seele!"

„Ich danke Dir für Dein Zartgefühl; aber vieles ist noch zu ordnen — für Dich und mich — und daß ich es gestehe, ich bin so glücklich in meinem jetzigen wunschlosen Zustand, unser Geheimniß macht mich so selig, daß ich von jeder Veränderung ein Unglück befürchte. Und doch empfind' ich, daß jeder Moment,

vor dem, der Dich mir ganz verbindet, Dich mir wieder entreißen kann. O mein Geliebter, wenn ich Dich wieder verlieren sollte! Der Gedanke erpreßt mir Thränen!"

Er küßte sie ihr von den Augen.

„Hanna," sagte er dann, „die Körper können für kurze Zeit geschieden werden; nicht mehr die Seelen. — Wir gehören zu einander. Was kann zwischen uns treten, das wir nicht überwinden würden? Besorgnisse, die kleine Menschen in kleinen Lebenslagen hegen könnten, wagen sich nicht an uns heran; Verwandtschaft und Bekanntschaft hemmt uns nicht. Bewahrst Du nicht meinen Brief, in dem ich Dir schwöre, daß ich nur Dich liebte, liebe, lieben werde! Schwache Menschen mögen sich einen Spielball ihres wankelmüthigen Herzens nennen; wir, wenn wir einmal gewählt, verharren wie die Alpen, die Sternbilder."

„Mein Freund! Ich glaube Dir! Schrieb ich Dir nicht: Zertritt mich, wenn ich je einem Andern die Hand in Liebe drücke. Thu' mit mir, was Du willst, ich bin Deine Sache, Dein Nichts."

„Und mein Alles! Hanna! Doch höre. Ich verreise dieser Tage für einige Zeit — erblasse nicht, mein Weib, — für kurze Zeit! Die Heirath einer nahen Verwandten, einer Nichte, ruft mich auf Schloß Fernstein in Böhmen. Ich kann ein paar andere Einladungen zu Hoffesten, Jagden, nicht ablehnen, ohne zu verletzen, ohne bei Gastfreunden anzustoßen, die ich beherbergt, und die sich nun ihres Gastrechts erinnern. All dies bringt ein Stand mit sich, den Du ehren wirst, indem Du ihm bald angehörst. Was mir — nicht blos durch die kurze Trennung von Dir — eine Last, wirst Du als Vergnügen, als Lust empfinden und deshalb wird es mir auch wieder eine solche sein. Wenn ich zurückkehre, werden wir alle nöthigen Details geordnet

finden und dann küsse ich nicht mehr die Hand Hanna Verneuils, die Sie jetzt für mich sind, sondern die meines Weibes, der Fürstin Leuchtenthal!"

„So geh' mit Gott, mein Geliebter! Ich vertraue Dir, wie meinem Gotte! Mehr als meinem Gotte!"

Die schlanke Gestalt schmiegte sich an den Fürsten, der sich erhoben hatte, wie eine schwache Epheuranke an die stolze Eiche.

Er legte Hanna's Arm in den seinen und führte sie zu der Gesellschaft zurück.

V.

Die Hochzeit der Nichte des Fürsten Leuchtenthal war mit allem Pompe und aller Pracht auf einem Landgute in Böhmen gefeiert worden. Das mittelalterliche Schloß Fernstein, in jedem Jahrhundert renovirt, hatte seine weiten Hallen einem Schwarm lustiger Gäste geöffnet, und die Ahnenbilder in den Goldleisten an den Wänden schienen freudig über das späte Geschlecht zu lächeln; hatten die Cavaliere des 19. Jahrhunderts doch die Humpen geleert wie die Vorfahren, zur Zeit, als Samo weise Gesetze gab, Libussa den Przemysl heirathete und Mieczislaw sich die Christine Dombrowka als achte Gattin erkor, um endlich Kinder zu bekommen. — Von nah und fern waren die Gutsbesitzer der Einladung gefolgt, schöne Frauen und Mädchen würzten die Unterhaltung durch Geist und erfreuten das Auge durch Würde, Liebreiz und Anmuth. Eine große Jagd beschloß die Festlichkeiten. — Es war verabredet worden, daß die jungen Eheleute, die durch die vorangegangenen Schauspiele, Bälle, Diners und Soupers ohnehin ermüdet waren, nach der Trauung und dem Mahle in Reitkleidern erscheinen, dem „Meet" beiwohnen und sich

dann zu Pferde auf ihr kaum eine Meile entferntes Schloß zurückziehen sollten.

Fürst Leuchtenthal ritt neben seiner Schwester zum Burgthor hinaus. Er theilte ihr, die er kaum einen Augenblick allein hatte sprechen können, seine Pläne mit. — „Die beiden Schwestern Verneuil haben Glück!“ erwiderte die aristokratische Dame. „Erst Lida, nun Hanna. Ich weiß, Du bist ein Trotzkopf, lieber Bruder, wenn Du Dir etwas vorgenommen, und Widerspruch würde Dich nur in Deinem Vorhaben bestärken!“

„Nur, liebe Schwester, wenn der Widerspruch zugleich Widersinn wäre. Das ist aber bei einer so klugen Dame nicht vorauszusetzen. Doch, da Du Hanna durch Lida von Czedlicz kennst, was hast Du an ihr zu tadeln?“

„Nichts! Führst Du sie uns zu, so soll sie willkommen sein!“

„Ich danke Dir, liebe Schwester! Dein Empfang wird alle Auflehnung zum Schweigen bringen, Nachahmung finden — doch vorerst will ich mir — und Euch — einige Jahre — Flitterwochen gönnen. Ich reise mit Hanna nach Cairo, nach Spanien — nach Algier.“

„Das sieht aus, als ob Du die bösen Zungen fürchtetest . . .“

„Laß es scheinen, wenn es nur nicht ist!“

„Sei mir nicht böse, lieber Bruder, aber mir kommt es vor, als ob Ihr modernen Zeitkinder doch nicht so ganz Recht hättet, altehrwürdige Schranken zu durchbrechen, oder Euch über sie hinwegzusetzen, wie es meine Cora mit jenem Graben dort thun möchte. Von unten auf g ä h r t es; der eine Maulwurf des Hamlet hat sich millionenfach seit den Tagen von Elsinör vermehrt, und mir scheint, Ihr Herren der Schöpfung reicht den Geistern der Zerstörung die Hand, wenn Ihr, wie weiland die Engel die Töchter der Menschen, die Schönheiten des Bürgerstandes und

der Bretter und Coulissen freit!" — Und die schöne Sprecherin kürzte ihrem feurigen Rosse die Zügel.

„Ich denke, wir stauen die Wasser der Sintfluth, oder vielmehr, wir nehmen ihnen ihre Gewalt, wenn wir die Dämme, die ein partielles Gebiet schützen sollen, freigeben und die befruchtenden Wellen sich überall ausbreiten lassen; so werden sie, den allgemeinen Gesetzen sich unterwerfend, einsickern, aufgesogen, verbranden und verfluthen!" — Um die Lippen der Reiterin spielte ein freundliches Lächeln.

„Warum sollten wir schwachen Frauen gegen den Strom der Meinung schwimmen, die unser Geschlecht adelt und ehrt! Als Erbin eines alten adeligen Namens bin ich gegen Dich, als Frau bin ich mit Dir und — Hanna!"

Der Fürst reichte der Schwester die Rechte und drückte sie innig.

„Versprich mir nur noch das Geheimniß zu wahren, bis ich Dir's freigebe!"

„Bei der alten Ehre derer von Leuchtenthal!" — — —

Und sie sprengten über Hecken und Gräben, der sich eben im freien Felde ralliirenden Jagd nach.

Ein mildes Frühjahr hatte den Boden bereits weich und elastisch gemacht. Das erste Grün, die ersten Blüthen kamen furchtsam hervor; die Hufe der edlen Renner sausten fast spur- und lautlos darüber, so schnell ging jetzt die Pace. Der Landmann sah halb staunend, halb ärgerlich den malerischen Erscheinungen und Gruppen nach, die wie des wilden Jägers Gefolge an ihm vorübersprengten. Von dem kalten, klaren, stahlblauen Frühlingshimmel hoben sich die mitten durch's Feld galoppirenden Rosse, die Reiter mit den feuerrothen Fräcken, die schlanken, eleganten Damen in den enganliegenden Kleidern, die jede Contour

zeigten, und wie lange Flügel oder Wolkenmassen nachwehten, haarscharf ab. Dann ging's Anhöhen hinan, hinter denen die Gestalten in den sonderbarsten Verkürzungen verschwanden. Nun tauchte hier wieder ein Paar, dort ein versprengter Reiter auf, alles hinter dem freigelassenen Hirsch drein. Die Koppeln der Meute hatten die Fährte des Sechszehnenders, dem zehn Minuten Vorsprung gegeben worden, sofort erfaßt und führten die Gesellschaft über Busch und Damm, über Bahngeleise und Sumpf, durch Hecken und über kleine Bäche und versandete Flüßchen. Nach mancherlei Zwischenfällen, dem Sturze eines Cavaliers in einen Wassergraben, der zeitweiligen „Trennung" von einigen Pferden und Reitern, wurde nach einem Run von ungefähr 30 Minuten Halali auf freiem Felde gemacht. Der Märtyrer war bereits verendet, als einige Damen, die der raschen Pace nicht so schnell folgen konnten, über eine kleine Anhöhe ansprengten. Die Jäger im Felde sahen eine der Amazonen aus dem Sattel ihres scheuenden Renners gehoben werden. Fürst Leuchtenthal, der einer der Ersten beim Halili gewesen, spornte sein schäumendes Pferd augenblicklich nach jener Böschung hin; ein ausgezeichneter Reiter, sein Roß nur mit den Schenkeln regierend, faßte er das der jungen Dame beim herabhängenden Zügel und schob diese selbst mit einem kräftigen Rucke wieder in den Sattel. Das arme Kind, ein sechszehnjähriges Mädchen, erröthete, denn das Reitkleid war bedenklich in Unordnung gerathen. Ehe aber Leuchtenthal die Röthe auf dem ohnehin erhitzten Gesichtchen bemerken konnte, riß das unruhige Jagdpferd sich los und sprengte mit seiner Herrin dem Halali zu. Leuchtenthal kannte die erst zur Jagd angekommene Dame nicht, und trotzdem er einen Moment ihren schönen kleinen Fuß bewundert, vergaß er alsbald die ganze Episode.

Die vielen Gastereien, die Jagden in der frischen, nerven-

stärkenden Luft, die schweren Weine und die heftige Bewegung hatten eine doppelte Wirkung auf den Fürsten ausgeübt. Sie hatten ihn abgespannt und ermüdet — weil er mit so vielen Menschen verkehren mußte; seine Seele war unwillig und laß. Aber sein Körper war gestählt und gekräftigt, er fühlte sich um zehn Jahre jünger und seine Sehnsucht nach Hanna war unbeschreiblich. Er beschloß, noch am selben Abend mit der Bahn nach Wien zurückzukehren und theilte dies seiner Schwester mit, die auch keinen Grund hatte, ihn wider seinen Willen zurückzuhalten. — Sie ließ ihm eine englische Fuchsstute vor einen leichten Dog-Cart spannen, sein alter, erprobter Diener Andreas sprang hinter ihm auf und behielt den Koffer des Fürsten bei sich. Dieser verabschiedete sich kurz und herzlich von Schwager und Schwester; die letztere flüsterte ihm noch ein paar wohlgemeinte, auf ihr letztes Gespräch bezügliche Worte zu — der Fürst berührte mit der Peitschenzunge die goldglänzende Haut der Stute — ein Gruß — und die Staubwolken der Chaussee verhüllten alsbald den Scheidenden und die Zurückgebliebenen.

VI.

Die Wintersaat stand schon herrlich auf den Musterfeldern des Schwagers, und allem, was die Natur zur Freude, zum Nutzen der Menschen hervorbringt, ward rüstig geholfen: geackert, gesäet, gestützt, gebunden, gepflügt wurde ringsum von tausend geschäftigen Händen. Die Burschen und Dirnen sangen die Lieder ihrer Sprache, die Vögel die der ihrigen; das von einem warmen Regen erfrischte Grün des Ackers und der Bäume wob einen duftigen Hauch in den blauen Himmel, dessen Lenzsonne von keiner Wolke bedroht war. Der Fürst empfand wie noch nie die Schön-

heit und Ruhe der Natur; stumm pries er den Frieden, der über seinem schönen Vaterlande lag. — So könnte jeder Einzelne immer empfinden, wenn ihn nicht häßliche Leidenschaften aus dem wohlthätigen Gleichgewichte brächten, so könnten civilisirte Völker ihre Spanne in Arbeit und Wohlstand hinleben, wenn es den barbarischen Nachbarn gefiele, dachte er. — Wenn ein paar Unzufriedene dort hinten in den Bergen es wollen, muß Jung und Alt Heim und Hof verlassen, entrissen wird der Glückliche dem, was er liebt, und dem Blut, vom Eisen vergossen, entsproßt ewig neue Blutsaat. — Die Stute schoß in gestrecktem Trabe dahin und jeder Hufschlag brachte ihn der Geliebten näher. — Er sah sie schon am Herde seines Hauses, an seinem Herzen; sie war sein Glück, und er nahm sich vor, ihr zu vergüten, was das Geschick bisher an ihr gefehlt.

Nun kam über dem Horizonte eine Wolke hervor und stieg langsam und stetig in das Blau.

Auch der Fahrweg wurde in der Ferne von einer Staubwolke überlagert. Ein Geräusch, wie von einem Trupp Reiter, schlug an des Fürsten Ohr. — Eine arme Frau saß am Raine, sie hatte einen Feldblumenkranz gewunden — für wen? — Sie warf ihn dem Vorbeieilenden geschickt in den Wagen, die Stute scheute ein wenig; Leuchtenthal zog die Zügel an, und nicht unangenehm berührt von der Gabe, welche die Geberin mit keiner Bitte begleitete, warf er ein reiches Almosen in den Schooß der erstaunten Bäuerin. Inzwischen waren die Reiter näher gekommen und wollten eben rechts abbiegen, als Leuchtenthal mit ihnen zusammenstieß. Es waren von Anthal, Czati, Rinsdorff, Waldfels, Pergovics, Breitberg, lauter theils jüngere, theils gleichalterige Freunde oder Bekannte des Fürsten. — Sie erkannten ihn, bildeten einen Kreis um ihn, bewillkommneten, begrüßten ihn, und als sie

den frischen Kranz, der an der im Rohr stehenden Peitsche hing, bemerkten, frugen sie, welcher ländlichen Schönen der Fürst zufahre. Anthal bat ihn um einen Besuch.

„Er muß mit uns auf's Schloß!" rief Waldfels, von Anthal anblickend.

Der Fürst entschuldigte sich, wichtige Geschäfte riefen ihn noch heute nach Wien. Aber die jungen Leute waren nicht abzuweisen.

„Anthal vermählt sich morgen! Er feiert den Verlust der Freiheit im Kreise seiner Studien-, Universitäts- und Zeltgenossen, und Du, der Du den bosnischen Feldzug an seiner Seite mitgemacht, mußt beim Begräbniß seiner Junggesellenleiche mittrauern!"

Man parlamentirte wohl eine Viertelstunde. Die kluge, englische Stute, ungeduldig geworden, bäumte sich auf; von Orczoi, ein bildhübscher Magyar, griff ihr in die Zügel, lenkte sie rechts nach dem Schloßweg und sprengte voran. Ein Anderer hieb ihr in die Flanken, drei Reiter rangirten sich zur Rechten, drei zur Linken und man galoppirte eine Weile lustig drauf zu. — Der Courierzug war versäumt, unwillig und ernst bequemte sich Leuchtenthal, für diese Nacht Anthals Gastfreundschaft auf dessen Schlosse anzunehmen. Während er sich die bittersten Vorwürfe machte, führten Diener Pferde und Wagen in die Ställe und Remisen; Andreas brachte den Koffer in des Fürsten Gemach und die jungen Adeligen schickten sich an, ein bereit gehaltenes Festmahl möglichst geräuschvoll zu insceniren.

Der Speisesaal des von Anthal'schen Schlosses lag im unteren Geschosse und ging auf einen ziemlich verwilderten Garten, dem sich ein düsterer Park anlehnte. Rings um den alterthümlichen, mit Trophäen, Geweihen, Thierköpfen und ein paar großen Stillleben in niederländischer Manier gezierten Saal lief ein breiter

Corridor, welcher durch vier Oellampen mäßig erhellt war. Aus diesem gelangte man zu den verschiedenen Gastzimmern, die sich alle so ziemlich glichen. Anthals Eltern waren todt; er hauste hier zur Jagdzeit allein, die oberen Stockwerke, fast nie benutzt, waren verstaubt, mit allerlei Mobiliar verstellt, und geschlossen. — Da nun die Nacht völlig hereingebrochen war, brannte eine mächtige Lampe, von dem Holzgetäfel des Plafonds an silbernen Ketten herabhängend, über der reichgedeckten, mit altem Krystallgeräth, Familienporzellan, Caraffen und Humpen beschwerten Tafel.

Die acht Cavaliere nahmen Platz. Drei rechts, drei links, Fürst Leuchtenthal oben, der Wirth unten. Bald fanden die lustigen jungen Männer, daß man an der riesigen Tafel viel zu weit von einander getrennt sei; Leuchtenthal und von Anthal rückten näher zu den Anderen, die beiden schmäleren Tischseiten blieben leer. Man hatte schon im Garten ein paar Krüge trefflichen, böhmischen Bieres geleert; um den Staub hinunterzuschlucken, wie Rinsdorff sagte. So begoß man gleich den Fisch mit schweren ungarischen Weißweinen, ließ dann verstaubte Burgunderflaschen heraufkommen, die der Urgroßvater schon in den Keller gelegt, und da es galt, einen Junggesellen zu begraben und einen Ehemann in spe aus der Taufe zu heben, was war natürlicher, als daß das Gespräch, mit den Jagderlebnissen bald zu Ende gelangt, auf das schöne Geschlecht überging.

„Du willst also wirklich die schöne Anka in diese wurmstichige Höhle führen, Anthal?“ sagte Czati, seinen schwarzen Schnurrbart drehend.

„Ueberhaupt heirathen?“ rief Rinsdorff, sein Glas mit rothem Feuer gegen die Lampe haltend.

„Hast Du Dir's gut überlegt! Anthal? frug Orczoi skeptisch.

„Wenn er sich's überlegt hätte, thäte er's denn?“ lachte

Waldfels. „Unsereiner sollte überhaupt nicht heirathen. Wir haben Mädchen, Frauen, Pferde, Schiffe; wie die alten Troubadoure sollten wir singend und trinkend durch die Welt ziehen, Anderer Weiber den Hof machen — aber selbst ins Netz gehen, die Freiheit, die goldene Göttin, mit eherner Sclaverei vertauschen — niemals!"

Anthal sagte, als er zu Worte kam: „Was Ihr da vorbringt, meine werthen Freunde, ist weder schmeichelhaft für die Frauen im Allgemeinen, noch für meine theure Anka, die ich nun einmal liebe, insbesondere. Ich bin des Schweifens satt, und sollte ich den Namen unseres alten Stammes ganz aussterben lassen? — Habe ich meine Pflicht erfüllt, meinen Namen auf die Nachwelt gebracht, so werde ich wohl ein Auge zudrücken, wenn ich Euch hier und da wieder aufsuche, falls Ihr, lieben Freunde, bis dahin noch unbeweibt geblieben seid."

„Oho!" rief's im Chorus. „Wir sind nicht zu haben! — Wird aber auch Anka ein Auge zudrücken? Wird sie — —"

„Ihr scherzt zu artig!" fiel Anthal ein. „Aber das ist der Weltlauf; zuerst verderben und verführen wir das andere Geschlecht und hernach verlästern wir es. Wenn sich der Adel auch etwas lockere Sitten erlauben darf, so sind doch in seiner Mitte Frauen, die selbst der Bourgeoisie zur Zierde gereichen würden! Das klingt paradox, nicht wahr, mein Fürst, aber es ist so!"

Der Fürst, der bisher mißgelaunt zugehört, reichte Anthal die Hand und sagte: „Ich danke Ihnen, lieber Wirth, im Namen beider Stände. Ich habe eine hohe Meinung von dem Weibe und glaube, daß die meisten ihrer Fehler der Männer Schuld sind. Vergessen wir nicht, daß die witzigsten und auch tiefsinnigsten Aussprüche, welche das Weib geißeln, von Männern ausgesprochen und aufgeschrieben worden sind."

„Von Männern", warf der schnurrbärtige Czati ein, welche bei den Frauen traurige Erfahrungen gemacht."

„Lieber eine Welt voll traurigster Erfahrungen durch die Weiber, als ein Leben ohne das schöne Geschlecht!" rief Rinsdorff und leerte sein Glas auf das Wohl der Ungetreuen.

„Ich ziehe das Glück, von einer Einzigen geliebt zu werden, dem Vergnügen vor, sie alle gerecht anklagen zu dürfen!" sagte der Bräutigam.

„Wir sprechen uns wieder!" lachte Breitberg, ein junger Schlesier, der wohl deshalb für einen der ersten Roués der Kaiserstadt galt, weil er es an Haarlosigkeit mit dem berühmtesten Kopfe Berlins aufnehmen konnte.

„Gewiß," rief Anthal, „und zwar, um einen hartgesottenen Sünder wie Dich, geheilt zu entlassen. Du wirst zugeben müssen, daß meine Anka mich durch ihre Schönheit, ihre Grazie und Güte, ihren Zartsinn, ihre Häuslichkeit zum glücklichsten aller Anthals gemacht hat."

Breitberg lächelte wie ein ausgemachter Zweifler und sagte: „Ich kenne ein Sprüchwort: Wer eine schöne Frau, ein Schloß an der Grenze und einen Weinberg am Wege hat, sieht nie das Ende seines Krieges."

„Man kann wünschen, die Gärten der Hesperiden zu betreten, und ihre Goldäpfel zu pflücken", meinte Orczoi, „aber der Drache zu sein, der sie ewig zu bewachen hat, — das wäre nicht mein Geschmack."

„Wenn Du Swift kennst, Orczoi," entgegnete Anthal schlagfertig, „so kenne ich Goldsmith: Eine Tugend, die man immer behüten muß, ist der Schildwache nicht werth!"

„Hoffen wir, daß Du niemals abgelöst werden wirst, An-

thal!“ spottete Pergovics, ein dunkeläugiger Pole, der bisher geschwiegen.

Fürst Leuchtenthal war nicht in der Stimmung, diesem Kreuzfeuer von Cynismus und Weinlaune auf die Dauer Stand zu halten. Er schützte Müdigkeit vor und bat, sich frühe zurückziehen zu dürfen. Dabei wurde der Champagner aufgetragen, ein Glas mußte er noch leeren. Seine Gedanken weilten in der Ferne und die Schmähungen gegen ein Geschlecht, dem die reinste der Frauen angehörte, mißfielen ihm unsäglich. Er hielt sein Glas nachdenklich vor sich hin und die aufsteigenden Perlen schienen ihm wie duftige Grüße der Geliebten.

„Ich wette, auch Fürst Leuchtenthal ist verliebt und denkt eben an die treue und schöne Frau, der er den Feldkranz zu Füßen legen wollte“, rief jetzt Anthal.

Orczoi aber, ehe der Fürst antworten konnte, sagte: „Eine schöne und treue Frau ist so selten wie die vollkommene Uebersetzung eines poetischen Werkes. Die Uebersetzung ist gewöhnlich nicht schön, wenn sie treu ist, und nicht treu, wenn sie schön ist! Und das hab' ich von meinem alten Freunde Montesquieu.“

„So ist's vielleicht ein Mädchen? Fürst!“ rief Anthal wieder. — „Vielleicht! —“

„Auf die Gesundheit der Mädchen dieses Glas!“ schrie Orczoi und stand auf. Man that ihm Bescheid.

„Und der Frauen, unserer und anderer!“ toastete Breitberg. Man stieß auch mit ihm an.

Der Fürst sah ein, daß er gute Miene zum bösen Spiel machen müsse, daß hier kein Entrinnen sei. Der Wein that indessen seine Wirkung, auch auf ihn, er fühlte eine Schwere, eine Mattigkeit, und gefiel sich in einem gedankenlosen Hindämmern,

sein Glas hier und da zum Munde führend und es leerend. — Es fand sich immer Jemand, der es wieder füllte.

Da fiel es gleichzeitig Czati und Rinsdorff ein, daß Anthal eine Schwester habe.

„Laß sie für die Künftigen sorgen und bleibe Du der Unsere!“ riefen sie und legten ihre Arme um Anthal.

Die Gemüther waren aufgeregt, die Sinne erhitzt, vielleicht war Niemand im Saale mehr ganz nüchtern.

„Gewiß habe ich eine Schwester!“ sagte Anthal. „Und sie ist heute erst aus dem Kloster zum heiligen Kreuz von ihrer Gesellschafterin hierher gebracht worden. Morgen nehme ich sie mit zur Mutter Anka's. Sie bleibt einige Wochen nach der Hochzeit bei . . .“

„Bei Deiner Schwiegermutter!! — Wie wird Dir bei dem Namen, Anthal! Ja, ja, Faust meinte sie und nicht die Mütter: Von ihnen sprechen ist Verlegenheit.“

So unterbrachen die Freunde. Und sie wurden immer toller.

„Kein Fest ohne Damen!“ rief Rinsdorff.

„Laß sie kommen!“ brüllte Orczoi.

„Sie werden nicht wollen!“ sagte Anthal kopfschüttelnd.

„Zwinge sie! Zeige ihnen, daß Du der Anthal des Hauses bist.“

Und wie gesagt, so geschah's.

Anthal ging in das Frauengemach. Das lustige, unerfahrene Mädchen, das die Welt nicht kannte und im Kloster doch so viel von ihr gehört hatte, sah keinen Grund, die Bitte ihres Bruders, eine Stunde in der Gesellschaft seiner Freunde zu verbringen, zu verweigern; die Erzieherin, eine hübsche ungarische Coquette, machte anstandshalber die heftigsten Einwendungen, brannte aber vor Begierde, adelige Cavaliere von Angesicht zu Angesicht zu sehen.

Während die Mädchen ein paar Bänder und Rosen in Haar und Busen steckten, kehrte Anthal zur Gesellschaft zurück, die inzwischen die Fenster geöffnet, frische Luft eingelassen und sich wieder etwas gefunden hatte.

Die Damen traten ein, wurden als Wirthinnen verehrt und begrüßt und nahmen auf den beiden leer gewordenen Sitzen Platz; die Gouvernante saß zwischen Orczoi und Breitberg, Ilka von Anthal neben dem Fürsten und ihrem Bruder.

Erstaunt erkannte Leuchtenthal in der schmächtigen, nicht regelmäßig schönen Blondine seine ungeschickte Reiterin vom Jagdtage wieder, der er in den Sattel geholfen, aus dem sie gekommen. Nichts auf ihrem Antlitz ließ darauf schließen, daß auch sie in dem dunkel gekleideten Manne den rothbefrackten Reiter wieder erkenne.

Die Gouvernante, eine feurige Schönheit aus dem Banat, nippte häufig aus dem ihr zugeschobenen Glase Champagner, nickte ihrem Zögling zu, dasselbe zu thun und eine halbe Stunde verflog in gedämpfterer Stimmung. Dann nahm wieder stürmische Heiterkeit und Ausgelassenheit die Oberhand und Orczoi und Breitberg schienen es denn doch ein wenig zu arg getrieben zu haben, denn die Gouvernante, Fräulein Ilona, stand auf, winkte Ilka, und zog sich unter Verbeugungen und Danksagungen der Herren dafür, daß sie den Abend so liebenswürdig verschönt habe, eiligst zurück.

Die Gesellschaft, die Gläser auf's Neue bis zum Rande füllend, erging sich ein paar Minuten in Lobsprüchen über die mädchenhafte Scheu und zurückhaltende Sittsamkeit der dunkelblonden Ilka von Anthal, und verweilte dann eine volle Viertelstunde bei der pikanteren Ilona aus dem Banat. Als ob es sich um ein Racepferd handele, sprach man von ihren Ohren, ihren Augen, ihren Zähnen, ihrem Bug; Einer hatte sogar ihre Fesseln

gesehen; dann ging man wieder auf das Weib im Allgemeinen über, da man sich mit einer Einzelnen doch nicht so lange beschäftigen konnte. Der Rauch von echt russischen Cigarretten, dann von Cubas und Havanas, kräuselte sich um Cognacgläschen, Kaffeeschalen und Whiskyfläschchen, Diener räumten die Tafel ab und die Karten kamen zum Vorschein. Bankbillets, Goldstücke flogen herüber und hinüber. Es war zehn Uhr geworden. Der Fürst erhob sich.

Er war in einem Zustand beispielloser Erregung und Ermattung zugleich. Er empfand Sehnsucht nach Hanna und Abscheu vor sich selbst. Er klagte sich lebhaft an, verwünschte seine Schwäche und die jungen Leute, die ihn zu derselben verleitet. Die Hitze im Saale war unerträglich. Er wußte nicht, ob er nervöser oder schläfriger war.

Ohne ein Wort zu sagen, unbemerkt von den in ihr Spiel vertieften Cavalieren, öffnete er die Saalthür und zog sich, um noch einen erfrischenden Gang durch den Garten zu thun, zurück.

Im Corridor verlöschte gerade die Oellampe an der dem Saale gegenüber liegenden Wand. Er fand die Gartenthür nicht wieder, und halb taumelnd, trat er in das Zimmer ein.

VII.

Die Dienerschaft fand den sonst so leutseligen und menschlichen Fürsten Leuchtenthal bei seiner Rückkunft nach Wien ungewöhnlich mürrisch. Niemand konnte ihm etwas nach Wunsch machen, er fuhr seinen alten Andreas an, als dieser ihn fragte, ob Durchlaucht krank sei und den Leibmedicus sehen wolle; er beachtete die edlen Jagdhunde nicht, die freudig bellend an ihm hinaufsprangen.

Er ließ sich an dem schönen Märznachmittage sein Pferd

satteln und ritt, von einem Groom gefolgt, in den Prater. Der stolze Rustan, der während der Abwesenheit seines Herrn mehr gestanden, als gearbeitet hatte, wollte seinen Antheil an der Wiederkehr des Gebieters bezeigen und stieg am Eingang der Reitallee kerzengerade in die Höhe. War es doch sein erstes Frühjahrsdebut in diesem Jahr. Ein wuchtiger Peitschenhieb, der erste, der ihn traf, machte ihn so verdutzt, daß er ganz muthlos die weiche, mit brauner Gerberlohe bestreute Allee hinauftrabte.

An den Kastanienbäumen brachen die ersten dattelartigen Knospen auf; ein Schimmer von Grün lag an den kahlen Aesten der ferner stehenden Baumgruppen. Die sich perspektivisch zuspitzende Reitallee schien an dem fernen Ende wie von einem zitternden Dufte geschlossen, die gestutzten Bäume bildeten fast ein gerade Linie auf jeder Seite, und nur einige vorstehende Zweige und Knospen unterbrachen vorwitzig die einförmige Zeichnung in dem duftigen Blau. Links schimmerte durch das blattlose Gezweig das verlassene Aquarium, rechts stampften einige Pferde unter Damensätteln in dem kleinen, zwölfbogigen Aufsteigehaus. Der Constantinhügel hob im Hintergrunde der ersten Wiese sein Holzgebäude und dessen mattes Schieferdach über in der Sonne gleißenden Fenstern in die Bläue. — Der Fürst verließ hinter dem Rondeau den Hauptweg, um einen Seitenpfad einzuschlagen, der sich über Wurzeln von Schlingpflanzen bald in einem Wäldchen so verengt, daß Pferd und Reiter an den Baumstämmen anstreifen, und der nur von Eingeweihten gekannt ist. — Ein Apfelbäumchen auf einer Wiese, schon ganz in Blüthe stehend, grüßte herein, aber der Fürst überließ sich in dem Walddufte keinen Lenzgedanken. Die leeren Nester hingen in den kahlen Kronen. Eine Gruppe buntbemalter Vorstadthäuser glänzte durch die Wipfel zur

Rechten, als der Fürst nun über den Fahrweg wieder zur Reitallee zurückkam.

Der gedemüthigte Rustan sprengte eben unlustig über den weichen Wiesenplan, der sich, von mächtigen Baumgruppen unterbrochen, von der Hauptallee bis zum Donaukanalufer hinzieht, als ein mächtiger Ruck ihm Einhalt gebot und ihn zurückwarf.

Hanna und Lida, diese von ihren reizenden Kindern gefolgt, wandelten auf einem gelben Kiespfade gerade dem Reiter entgegen.

Der Fürst grüßte, winkte den Groom herbei, stieg ab und übergab ihm die Zügel Rustans.

Hanna lehnte halb ohnmächtig an der Schulter Lidas. Sie war todtenbleich. „Durchlaucht in Wien!“ flüsterte sie, während der Fürst den beiden Schwestern ehrerbietig die Hand küßte. „Und wir wissen nichts davon!“

„Die böhmische Landluft hat einen Patienten aus mir gemacht, statt mir Kräftigung zu bringen!“ sagte Leuchtenthal, und eine leichte Röthe bedeckte sein sonst bleiches Antlitz.

„Doch keine moralische Verstimmung, Durchlaucht!“ meinte Lida und streichelte das blonde Haupt ihres kleinen Mädchens, das den Hut in der fast sommerlichen Luft abgenommen. „Die fürchte ich noch mehr als ein körperliches Leiden.“

„Sie haben ganz Recht, Baronin. Lieber Folterqualen des Mittelalters, mit glühenden Zangen gezwickt werden und dergleichen mehr, als Seelenleiden, für die es keine Abhilfe giebt.“

Hanna sah ihn fragend an, er wich scheu ihrem forschenden Blick aus.

Lida ging mit den Kindern auf dem schmalen Fußpfade vor, Hanna schritt einige Zeit still neben Leuchtenthal hin. Er suchte

heimlich ihre Hand zu fassen, sie überließ sie ihm und so wandelten sie wieder eine kleine Weile wortlos nebeneinander.

„Ist Dir etwas Unangenehmes zugestoßen, Geliebter?" flüsterte Hanna und sah ihn mit dem liebevollen Auge eines Weibes an, das in der Seele des Einzigen lesen möchte und dem kein noch so leichter Schatten über die Stirne des erwählten Mannes entgeht.

„Nichts was Dich beunruhigen dürfte, liebe Hanna!"

„Und Nichts, was Du mir mittheilen könntest? Laß mich Alles wissen, Alles tragen, Alles theilen, besonders das Leid!"

„Arme Hanna!" sagte Leuchtenthal und drückte ihre Hand fester. Dann schien er sich plötzlich zu fassen, strich mit der Rechten gleichsam alles Leid von der Stirne und war für eine halbe Stunde, mit den Schwestern plaudernd, mit den Kindern scherzend, der feine, gebildete und liebenswürdige Mann von Welt, der aus dem Geringsten, was er in den Bereich seines Gespräches zieht, etwas Wichtiges macht und dabei das Wichtigste, das Ernste, nicht außer Acht läßt. Hanna war fast beruhigt, als er sie endlich verließ, sich wieder leicht in den Sattel schwang und die Schwestern grüßend davon sprengte.

Diese stiegen in ihren Wagen, begegneten dem Reiter noch ein paar Mal bei dem sich allmälig entwickelnden Corso und riefen ihm noch ein fröhliches „Auf Donnerstag" zu.

Donnerstag war der Empfangsabend der Baronin. Der Fürst schrieb Hanna im Laufe der Woche einen herzlichen Brief, wie er deren täglich drei aus Böhmen gesandt, bat sie um Entschuldigung, daß er dies nicht sofort bei seiner Rückkunft gethan, beschwor sie, daß, was auch über ihn hereinbrechen möge, sie niemals an ihm und seiner Liebe zweifeln solle. Sie sei seine Frau.

Hanna antwortete aus tief beunruhigtem Herzen. Wie groß

müsse die Ursache seiner Mißstimmung sein, wenn die maßlose Liebe, auf deren Besitz er bis zu ihrem letzten Athemzuge rechnen wolle, ihm nicht Ersatz für so manchen möglichen Verlust zu bieten vermöge. Wenn sie sich nur erst offen und vor den Augen der Welt sein eigen nennen dürfe, so werde er bald sehen, welchen Schatz von Unterwürfigkeit, Treue, Hingebung, Liebe und Demuth sie ihm zu Füßen legen könne.

So vorbereitet, einander wiederzusehen, trafen sie sich am Donnerstag bei der Baronin. Es war dort außer den gewöhnlichen Besuchern des Barons von Czedlicz ein junger Gesandtschaftsattaché, ein Diplomat des Deutschen Reiches, von wirklich bestrickendem Aeußeren erschienen. Groß, schlank, elegant; der feine Kopf, den starkes, braunes Haar bedeckte, von einem kurz geschnittenen, helleren Vollbarte umrahmt, aus dem die Spitzen eines gepflegten Schnurrbartes aufstrebten, mit großen Feueraugen, kleinen weißen Zähnen und einer künstlerisch geformten Hand, so war Graf Markburg — für Frauen ein unwiderstehlicher Halbgott. Man pries seinen Witz, seine feinen Manieren, seinen Tact, seine überreiche Bildung, die Erfahrung, die er auf Reisen im Orient und Occident gesammelt, und einige diplomatische Erfolge, die ihm zukünftig eine erste Stellung neben dem deutschen Reichskanzler sicherten.

Er erzählte gerade irgend ein Abenteuer, daß er bei Gelegenheit einer wissenschaftlichen Expedition in fernen Ländern gehabt, in bescheidener und einnehmender Weise, als der Fürst ankam. Dieser, um nicht zu unterbrechen, blieb einen Moment im Vorzimmer und sah in einem Spiegel Hannas Auge mit dem Ausdruck hoher Bewunderung auf dem schönen Erzähler ruhen. Er trat ein, sein Blick und der Hannas begegneten sich. Hanna erröthete vor Freude ihn zu sehen; der Fürst legte dies Erröthen

aber nicht so günstig für sich aus. Er war sofort etwas verstimmt und mißmuthig, und als der junge Graf Markburg sich in auffallender Weise — so meinte der Fürst — mit Hanna beschäftigte und ihr allerlei Aufmerksamkeiten erwies, begab sich Leuchtenthal nach kurzer Begrüßung der Dame des Hauses, Hannas und der ihm Bekannten, zu denen auch Markburg gehörte, in das Spielzimmer.

Markburg lud Hanna ein, seine Tischnachbarin zu sein.

„Ich bedauere, Graf!" antwortete sie. „Ich bin schon versagt!"

„Darf man wissen, wer der Beneidenswerthe ist?" fragte Markburg etwas indiscret.

„Ich habe niemals Geheimnisse," sagte Hanna lächelnd, „mich führt Fürst Leuchtenthal zu Tisch!"

„Ah, ein vollkommener Cavalier! „Ich trete vor dem Besseren zurück!" Dies ist die Devise des Hauses Markburg."

„Eine bescheidene Devise!" entgegnete Hanna.

„Wir brauchen aber nicht oft zurückzutreten, weil es nicht viele Bessere giebt!" sagte Markburg nicht stolz, sondern nur männlich ernst.

„Ich zweifle nicht daran!" erwiderte Hanna und stand auf. Die Spieler hatten geendet; vor der Tafel sollte noch ein wenig musicirt werden. Lida hatte eine prächtig geschulte Stimme; Graf Markburg erbot sich, zu begleiten, ja auch zu singen.

Hanna näherte sich dem Fürsten, doch war jetzt eine Conversation nicht möglich. Er wollte ihr sagen, daß er eifersüchtig sei, eifersüchtig wie Othello und daß er nicht sie, aber Markburg erdrosseln möchte.

Sie hätte ihm gern gesagt, daß sie ihn liebe (denn ein Gedanke an Markburg, den Leuchtenthal zu fürchten gehabt

hätte, war ihr keinen Augenblick gekommen); daß nach den letzten Briefen ihres Gatten Alles vortrefflich gehe; die Scheidung sei so gut wie ausgesprochen, Nichts stehe ihrer Verbindung entgegen als die Einwilligung des geliebten Mannes, des Fürsten.

Leuchtenthal stand an der Thür des Spielzimmers, zwischen ihm und Hanna der große Flügel und eine Barrikade von sich andächtig vorbereitenden Lauschern. Hanna trug ein weißes, eng anliegendes Seidenkleid, das ihre herrlichen Arme und einen kleinen Theil ihrer hochathmenden Büste sehen ließ; es schmückten sie ein Paar große Brillantohrringe und im aschblonden Haare eine blasse Rose. Ihre Augen glänzten wie die kalten Steine an den feinen Ohren, aber warm und begehrlich. Die Liebenden sahen sich an und ein Schauer ging durch Beide als Markburg und Lida, nach ein paar einleitenden, improvisirten Accorden des Ersteren, jenes wunderbare, unsterbliche Duett sangen, daß kein Neider seines Schöpfers zerstören und kein Lebender übertreffen kann:

Das süße Lied verhallt!
Wir sind allein!
Zum ersten Mal allein, seit wir uns sah'n!

Hanna und der Fürst überließen sich der Illusion. Der erste Accord schon hatte sie ergriffen, zusammengeführt, sie lagen sich in den Armen, obwohl die Welt und die Wirklichkeit sie trennten.

Nun sollen wir der Welt entronnen sein,
Kein Lauscher darf des Herzens Grüßen nahn!
Elsa! Mein Weib! Du süße reine Braut!
Ob glücklich du, das sei mir jetzt vertraut.

Markburg sang für Hanna, die ihm keinen Blick zu schenken hatte. Jetzt küßte sie der Fürst, jetzt verging sie vor Wonne in seinen Armen.

Die zauberhafte Stimme Markburgs umschmeichelte sie, wie die Küsse des Fürsten sie versehrten, und die Verschmelzung aller dieser Gefühle brachte ihr eine selige Lust. Nun erwiderte Lida, die Schwester:

Wie wär' ich kalt, mich glücklich nur zu nennen,
Besitz' ich aller Himmel Seligkeit!
Fühl' ich zu dir so süß mein Herz entbrennen,
Athme ich Wonnen, die nur Gott verleiht!

Und immer bewegter rauschten die Klänge über sie, durch sie hin:

Wie sehr erkenn' ich unsrer Liebe Wesen,
Die nie sich sah'n, wir hatten uns geahnt!
War ich zu deinem Streiter auserlesen,
Hat Liebe mir zu dir den Weg gebahnt.

Vergeblich wendete Markburg all seines Sanges Innigkeit zu Hanna hin; ihr Streiter war in ihren Anblick versunken und sie in den seinigen. Sie verziehen sich in diesem Moment die kleinen Leiden, die sie sich schon verursacht; er ihr den Blick in Markburgs Augen, der nur reiner Freude an der Schönheit zuzuschreiben war; sie ihm Verstimmung und Eifersucht, die ja eine Frauenseele nie verstimmt:

Dein Auge sagte mir dich rein von Schuld,
Mich zwang dein Blick zu dienen deiner Huld.
Doch ich zuvor schon hatte dich gesehen,
In sel'gem Traume warst du mir genaht;
Als ich nun wachend dich sah vor mir stehen,
Erkannt' ich, daß du kamst auf Gottes Rath!

Und nun in noch schmelzendere Mollaccorde übergehend:

Da wollte ich vor deinem Blick zerfließen.
Gleich einem Bach umwinden deinen Schritt;
Als eine Blume duftend auf der Wiesen.
Wollt' ich entzückt mich beugen deinem Tritt!

Und Lohengrin, die Geliebte an's offene Fenster führend, singt in schönem Gleichniß:

Athmest du nicht mit mir die süßen Düfte?
O, wie so hold berauschen sie den Sinn!
Geheimnißvoll sie nahen durch die Lüfte,
Fraglos geb' ihrem Zauber ich mich hin.

So ist der Zauber, der mich dir verbunden,
Da, als ich zuerst, du Süße, dich ersah;
Nicht deine Art ich brauchte zu erkunden,
Dich sah mein Aug', mein Herz begriff dich da.

Wie mir die Düfte hold den Sinn berücken,
Nah'n sie mir gleich aus räthselvoller Nacht,
So deine Reine mußte mich entzücken,
Traf ich dich auch in schwerer Schuld Verdacht!"

Ruhig bewegt begleiteten die Triolenaccorde dieses hohe Lied der Liebe, wie es schöner und hehrer kein Dichtercomponist gesungen.

Aber nach Weibes Art nicht ablassend von dem sie beherrschenden Gedanken, fährt Elsa fort, das luftige Schloß ihres Glückes durch Fragen zu zerstören:

Ach, könnt' ich deiner werth erscheinen,
Müßt' ich vor dir nicht blos vergeh'n!
Könnt' ein Verdienst mich dir vereinen,
Dürft' ich in Pein für dich mich sehn!

Wie du mich trafst vor schwerer Klage,
O, wüßte ich auch dich in Noth,
Daß muthvoll ich ein Mühen trage,
Kennt' ich ein Sorgen, das dir droht!

Wär' das Geheimniß so geartet,
Das aller Welt verschweigt dein Mund?
Vielleicht, daß Unglück dich erwartet,
Würd' aller Welt es offen kund? . . .

O, mach' mich stolz durch dein Vertrauen,
Daß ich in Unwerth nicht vergeh! . . .

Und als Lohengrin erwidert:

O, wolle stets den Zweifel meiden,
Dein Lieben sei mein stolz Gewähr,
Denn nicht komm' ich aus Nacht und Leiden,
Aus Glanz und Wonne komm' ich her!

sah Hanna große Thränentropfen aus des Fürsten Augen rollen.

Das, so ahnte sie, war nicht blos die Erregung über den Gesang, den er von seiner Loge aus wohl hundertmal von den größten Künstlern des Jahrhunderts gehört. Ein tieferer Zusammenhang mit den Gefühlen des Fürsten und den Worten des Textes, das war offenkundig, lag vor und blieb Hanna tief verborgen. Als nun noch Lida-Elsa sang:

Hilf Gott, was muß ich hören,
Welch' Zeugniß gab dein Mund!
Du wolltest mich bethören,
Nun wird mir Jammer kund!

Das Loos, dem du entronnen,
Es war dein höchstes Glück,
Du kamst zu mir aus Wonnen,
Und sehnest dich zurück!

wandte sich der Fürst, nach einem unsäglich schmerzlichen Blicke auf Hanna, ab.

Ein Tag wird mich dir rauben —

tönte es noch — dann lärmender, nicht endenwollender Beifall! Gruppen bildeten sich um die Sänger, beglückwünschten sie, baten um mehr, um Anderes, Hanna suchte den Fürsten — da trat ein Diener ein und brachte diesem einen Brief, den ein Eilbote im Palais abgegeben haben sollte.

Der Fürst öffnete das Schreiben in einer Fensternische, erbleichte, faßte krampfhaft nach einer Stütze und sank wie vernichtet in den Sessel neben ihm.

Hanna stand mit bittend erhobenen Händen vor dem fast Bewußtlosen.

Ach könnt' ich deiner werth erscheinen!
O mach' mich stolz durch dein Vertrauen!

Der Fürst faltete den Brief und steckte ihn zu sich; unbekümmert, ob ihn Jemand sehe, knieete er vor Hanna nieder und küßte den äußersten Saum ihres weißen Kleides.

Keines Wortes mächtig schritt er aus dem Zimmer.

Als er die Stufen des Hauses hinabeilte, tönten ihm die Zauberlaute aus Gounod's „Romeo und Julia" nach, die Abschiedsworte unter dem Balcon:

Di quest' addio si dolc' è la tristezza,
Ché ben vorrei riddirti ancor addio sin a doman
So süß ist dieses Abschieds Trauer,
Gern sagt' ich dir bis Morgen Lebewohl!

VIII.

In Wiens aristokratischen Kreisen sprach man bereits seit einer Woche mit ungemindertem Erstaunen von der bevorstehenden Heirath Sr. Durchlaucht des Fürsten Maximilian Leuchtenthal mit der noch nicht siebzehnjährigen Ilka von Anthal. Man erzählte sich, der Fürst habe das ganz unbedeutende, nicht übermäßig hübsche, unerfahrene Kind bei einer Jagd oder auf dem Schlosse ihres Bruders erblickt und der mehr als doppelt so alte, weltkundige Cavalier könne den Reizen eines soeben aus der Erziehungsanstalt entlassenen Backfischchens nicht widerstehen. Die Anthals waren weder sehr vermögend, noch reichten sie sonst in irgend einer Weise an das alte Haus Leuchtenthal hinan. Der Fürst hatte indeß auf Geld wahrlich nicht zu sehen und wenn er glän-

zendere Verbindungen verschmähte, so war das seine Sache. Diejenigen, die den Bräutigam näher kannten, wußten, daß sein Ideal von dem Weibe ein ganz anderes war, als die Verkörperung, die es durch die schmalschulterige, in religiösen Vorurtheilen gebannt gehaltene Ilka erfuhr, und von ihnen ging das immer entschiedener auftretende Gerücht aus, es umgebe diese Heirath ein Geheimniß — es werde diese plötzliche Liebe von sonderbaren Räthseln umschwebt — und Alles suchte nach dem Schlüssel, der Aufklärung, nach dem fin mot de la chose. Dies war aber um so weniger zu finden, als diejenigen, die etwas wissen konnten, Orczoi, Pergovics, Breitberg, Czati, Rinsdorff, wirklich nur bestätigten, daß Leuchtenthal Ilka in Gegenwart des Bruders einen Augenblick gesehen. Man fragte übrigens natürlicherweise am wenigsten bei ihnen an, denn wer wußte von jenem Junggesellensouper? Und die meisten der jungen Leute waren in Bäder, nach Paris, nach aller Fürsten Länder gereist und hatten über weit interessanteren Soupers das auf jenem einsamen Landsitze vergessen. Von Anthal heirathete Tags darauf seine Anka und trat seine Honigmondfahrt an. Auf dieser erreichte ihn ein Brief Leuchtenthals, worin er ihn in einfachen, aber dringenden Worten um die Hand Ilkas bat. Von Anthal war nicht mehr leicht zu überraschen, die Schule des Lebens eines Roué lehrt ihn bald das Nil admirari. So erstaunt hatte ihn aber seine junge Frau Anka noch nie gesehen, selbst damals nicht, als sie zu seinen Bewerbungen nicht augenblicklich „Ja" sagte. Sie sollte auch später nie mehr Zeugin eines solchen Erstaunens sein, obschon sie ihrem Manne mit allerlei Erstaunlichem aufwartete. Von Anthal aber schrieb noch in derselben Stunde ein ausführlicheres „Ja". — Der Fürst wünschte, daß die Hochzeit schnell und ohne viel Gepränge auf eben dem Schlosse gefeiert werde, wo er die Bekanntschaft

seiner Braut gemacht. Die Honigmondfahrer rüsteten sich deshalb zu einer früheren Rückkehr, als sie ursprünglich beabsichtigt hatten.

Es trat nur ein kleiner Zwischenfall vor der Hochzeit ein. Felix Verneuil, der Bruder der beiden Schwestern Hanna und Lida, der junge, tapfere Officier im kaiserlichen Heere, von dem flüchtig die Rede war, kam um diese Zeit zufällig nach Wien und fand Hanna, an einem typhösen Fieber erkrankt, in heftigen Convulsionen liegend und in wirren Phantasien die Geschichte einer verrathenen Liebe erzählend. Felix, ein herzensguter, heißblütiger Junge, der sich das ganze Jahr nicht um Hof und Haus kümmerte, aber seine kleine Hanna noch mehr als sein unabhängiges, schweifendes Leben liebte, sandte Sr. Durchlaucht dem Fürsten Maximilian Leuchtenthal seine Sekundanten, zwei seiner Regimentskameraden.

Der Fürst empfing die beiden Herren mit tiefer Trauer und edlem Anstand, er bedauerte, daß ein großer Irrthum, eine tiefe Verblendung seitens seines Gegners eine Verständigung nicht zu Stande kommen lassen wolle, war aber zu jeder Genugthuung bereit. Er vernahm mit Thränen in den Augen von Hannas gefahrdrohendem Zustand und versicherte die Herren, daß er sehr gern sterben würde.

Man schlug sich an einem Aprilmorgen in der Freudenau. Die Sonne ging blutroth über den Teichen und Tümpeln auf, die Krähen krächzten in den Riesenkastanien um das Lusthaus. Die Bedingungen waren bereits zwischen den gleichzeitig angekommenen Gegnern vereinbart: Jeder hatte zwei Schüsse auf dreißig Schritte Distanz bei gegenseitigem Vorwärtsgehen.

Felix war offenbar hochgradig erregt; der Fürst schien eiskalt. Der Vortheil lag doppelt auf Leuchtenthals Seite, denn er

fehlte nur, wenn er fehlen wollte; Felix hatte sich zwar eine Woche lang mit seinen eigenen Pistolen geübt, er mußte aber, als Herausforderer, die ihm dargebotene Waffe gebrauchen. — Das Zeichen wurde gegeben.

Die beiden Feinde gingen auf einander zu. Die ersten Schüsse fielen beinahe gleichzeitig, hinter Felix flatterte eine Krähe lautlos zu Boden, Leuchtenthal schritt kaltblütig weiter. Felix schoß zuerst wieder und streifte des Fürsten rechte Schulter. Hinter diesem sank ein zweiter Vogel von einem kahlen Baumast, in Schulterhöhe mit dem tapfern Officier.

Am andern Tage fand die Vermählung Maximilians und Ilkas statt; die Liebenden reisten in fremde, ferne Länder und eine Zeit lang hörte Wien weder von ihnen, noch von Hanna.

Sie schienen alle Drei verschollen und vergessen.

IX.

Wenn Fürst Leuchtenthal ein großes Verbrechen begangen hatte, und eine allwissende Vorsehung ihn dafür anders als durch die Satzungen, welche irrende Menschen aufstellen, anders als durch die Folterqualen der inneren Stimme, des Gewissens, bestrafen wollte, so war es jener Allmacht durch die Heirath mit Ilka vollkommen gelungen. Und das Gewissen schwieg überdies nicht; in der Brautnacht, als Leuchtenthal zum ersten Mal seine Frau in die Arme schloß, schien es ihm, als ob eine bleiche, schöne, schmerzgebeugte Gestalt sich ihm nähere, seine Küsse verwehre, seine Liebkosungen verbiete und ihn mit stummer Frage angehe: „Warum hast du mich verlassen? Warum triebst du ein Spiel mit diesem Herzen? War das fürstlich? War es nicht . . .“

Was es war, sagte sich der glückliche Gatte selbst.

Er zeigte sich tadellos in seinem Benehmen gegen seine junge, ach, zu junge Frau; aber schon am dritten Tage ihres Beisammenseins kam es zu einer erregten Scene aus dem geringfügigsten Anlaß. Das kleine, unbedeutende Ding war herrisch, rechthaberisch, launisch, nervös und legte in der ersten Flitterwoche den Grundstein zu einem Gebäude, das mit der Zeit für Beide ein Gefängniß wurde, das entweder zusammenstürzen mußte oder aus dem nur ein Entfliehen vor gänzlichem Untergang retten konnte. Der Fürst bewies eine unendliche Geduld; er lächelte zuerst über die kleine Frau, welche Welt, Menschen und Dinge, sowie die Art der Lebensführung besser kennen wollte, als ein so versirter Lebemann; er ärgerte sich gründlich, als sich die kleinen Auftritte, die ihm jede gute Stimmung verbitterten, allzu oft ohne anscheinende Ursache wiederholten; endlich gab er alle Hoffnung auf und lebte kalt und gleichgültig neben dem gründlich falsch erzogenen Weibe hin. — Ihre schönsten Tage, ihre Reise durch Griechenland, Egypten und auf der Heimkehr durch Italien hatte sie sich muthwillig verdorben; von der Akropolis nahm sie die Erinnerung an einen kleinen Streit, vom Suez-Canal die an bittere Thränen, von den Hyerischen Inseln an eine von ihr eigensinnig verschmollte Küstenfahrt mit. Natürlich war es stets der Fürst, der ihr zuerst wieder entgegenkam, der ihr in milden und klugen Worten ihr kleines Unrecht, das so großes Unglück brachte, verzieh. — Sie paßten gar so wenig zusammen.

Liebten sie sich?

Ilka hatte es dem Fürsten noch nie so recht vom Herzen gesagt; sie empfand mehr Scheu, Hochachtung, Bewunderung vor ihm und wahre, aufrichtige Herzensgüte hätte sie sehr bald die kleinen Fehler überwinden, ablegen gelehrt.

Er aber hatte um Ilka willen Hanna verrathen und v

lassen. Mußte er sie nicht lieben? Wer konnte in dieses so verwöhnte, so unerforschliche Herz blicken.

Der Grundzug des Charakters Maximilians war ein skeptischer; er greift noch aus dem vorigen Jahrhundert in das unsrige herein, und der Fürst war zwar kein Kind seiner Zeit, aber doch deren starker, eigenwilliger Sohn. Er liebte einen leichten Scherz auch über ernste Dinge, ohne je cynisch oder frivol zu sein, und hatte er nicht recht? Denn wenn man die Dinge zu ernst nimmt, so nehmen sie uns; sie nehmen uns zu sehr ein, sie nehmen uns gefangen, und Leuchtenthal liebte es, in souverainer Laune über den Sachen und Menschen zu stehen und sich nicht allzusehr von ihnen beherrschen zu lassen. Ilka dagegen war ganz Gefühlswesen; sie hing an den Dogmen der katholischen Religion, wehrte jedes Nachdenken, jede Untersuchung der Vernunft mit kindischer Scheu ab, und gewöhnlich kam es so, daß sie weinte, wenn Max lächelte.

„Ilka!" sagte der Fürst einmal. „Die Nilquellen haben wir beinahe gesehen. Sie haben auf Dich keinen sonderlichen Eindruck gemacht. Du hast überhaupt Deine Weise der Naturbewunderung. — Aber einen tiefen Eindruck machen auf mich Deine Thränenquellen. Ihr Ursprung ist ebenso sehr Geheimniß, als der des gelben Stromes lange war, aber ihre Unerschöpflichkeit ist größer. Denke doch, wie unglücklich sich ein Mann fühlen muß, dessen kleines Frauchen, das gar keinen vernünftigen Grund zum Weinen kennt, die Quellnymphe Arethusa ewig zu personificiren vorhat, oder Frau Niobe aus Phrygien dauernd als lebendes Bild zu stellen beabsichtigt."

Darauf antwortete Ilka, daß er sie nur verspotte, weinte noch mehr und vertrieb Leuchtenthal, dem Weiberthränen um so

verhaßter waren, als ihn Frauenaugen bisher nur angelächelt, aus ihrer Gegenwart.

Ein Mann, den zwanzig Jahre lang alle Frauen, aus tausend unberechenbaren Gründen, zerstreut, belustigt, erfreut, verwöhnt und geliebt hatten, sollte nun sein Leben damit verbringen, ein launisches und gar nicht erfreuliches Kind zu belustigen, zu verwöhnen, zu lieben. —

Es war eine schwere Aufgabe.

Dazu kamen noch die körperlichen und seelischen Leiden, die Befürchtungen, die Angstausbrüche einer Neuvermählten, die sich — schon Mutter fühlt. — Ein neues Band schlang sich für einige Monde um die beiden Gatten — aber sind diese Freuden weniger schmerzlich? Ilka beanspruchte eine erhöhte Theilnahme, Rücksicht, Nachgiebigkeit, stellte immer größere Ansprüche an die fürstliche Geduld. Maximilian erlitt die ganze Epoche mit einer reuigen Sündermiene; nie hatte er das Glück der Freiheit mehr vermißt und tiefer empfunden, als in dem Augenblick, wo sie ferner als je lag und unwiderbringlicher verloren schien.

Ein wenig früher, als menschliche Voraussicht es annahm, brachte Ilka einen schwächlichen Knaben zur Welt. Der Fürst liebte das Kind so zärtlich, wie er anfangs die Mutter behandelt, er hatte sich auch in der schweren Stunde Ilkas als treuer und aufopfernder Freund bewiesen. Vielleicht war die Geburt seines Sohnes der einzige Lichtblick in seiner freudenlosen Ehe. Als ihm nun aber die Mutter vorwarf, er vernachlässige sie über dem Kinde, empfand er einen Augenblick alle Bitterkeit eines verfehlten Lebens und zog sich von Mutter und Kind auf sich selbst und ernste sociale und politische Studien zurück. Das unzufriedene Kleeblatt — denn auch der Kleine schien keine rechte Freude am Leben zu haben — bezog ein Landgut Leuchtenthals, hielt sich

von der Hauptstadt fern und die Tage verstrichen in ziemlich ödem Einerlei. —

Einst trat Ilka in Leuchtenthals Gemach und fand ihn über alten Briefen brütend. — Sie wollte Einsicht haben von Allem, sie bat, drohte, weinte — verbitterte und verstimmte Max mehr als je.

„Meine Gegenwart, meine Zukunft gehören Dir und unserm Knaben, Ilka; die Vergangenheit ist mein Recht, mein Besitz; meine Schuld vielleicht, aber an sie hast Du kein Recht.“ —

Ilka sagte bitter: „Meine Vergangenheit liegt wie ein Spiegel hinter mir; rein wie ein Spiegel war ich, als Du mich — heimführtest, zerbrachst, — ist das Recht zweier Gatten nicht gleich?!“

„Aber, Närrchen,“ beschwichtigte sie der Fürst, „kannst Du das Leben eines nahezu Vierzigjährigen, der nie an das Heirathen gedacht, mit dem in Indieweltgucken eines Pensionmädchens vom heiligen Kreuz vergleichen?“ — Ilka war außer sich, wenn man sie noch wie ein Kind behandelte.

„Du hast eine Andere geliebt, und Du liebst sie noch!“ rief sie heftig.

„Gewiß, ich liebte, noch ehe ich Dich kannte, aber, begreife doch . . . .

„Und ich, ich liebte nur . . .“ ihre Stimme stockte und sie hielt ein. —

„So sag es doch, so sprich es doch einmal aus, Ilka, daß Du nur mich liebtest — — ich will Dich darum noch besser lieben, noch mehr verehren . . .“

Aber Ilka brachte das erlösende Wort nicht über die Lippen und verließ mit einem wehmüthigen Blick auf die Briefschaften auf dem Pulte das Zimmer.

Und dann kam eine Zeit, wo sie ruhelos und rastlos ward, wo ihr gar nichts recht zu machen war und das Leben des Gatten einem Martyrium glich. Bleicher ward sie von Tag zu Tag, ihre Wangen fielen ein; ihr dunkles Auge umgaben blaue Ringe, die es noch größer und tiefer erscheinen ließen. Aerzte wurden herbeigezogen, sie schüttelten den Kopf, warnten vor Gemüthserregungen und verschrieben Dieses und Jenes. Der Fürst, um Ilka in keiner Weise durch seine Gegenwart zu reizen, verbrachte ganze Tage im Freien, auf der Jagd. — Dann wieder versuchte er, seine Gattin durch Geschenke kostspieliger Art, durch Ueberraschungen, zu zerstreuen; er ließ sie ausgeben was sie konnte und wollte; er verschwendete ein Vermögen auf ihre Toiletten, ihren Schmuck — was sie Alles nicht brauchte — nur um sie glücklich zu machen.

Als sich der Herbst und keine Besserung einstellte, übersiedelte der ganze fürstliche Haushalt nach Salins am Mittelmeer in Frankreich.

Eines Nachmittags saßen die beiden Gatten auf einer einsamen Bank am Strande. Ilka war schon lange stiller, sanfter und auch bleicher und schmächtiger geworden. Sie glich wieder ganz der schmalschulterigen Reiterin ihrer Mädchentage. — Tiefblau lag das Meer vor ihnen, weiße Segel glitten lautlos darüber wie Boten nach und von einem Geisterlande; scharf conturirte, duftlose Inseln stiegen aus der Fluth auf, hinten stufte sich das Städtchen an den Felsen mit Häusern und Kirchen empor. — Im Sande, etwas abseits, lag ein Schiffchen „La Pauline“, in welchem die Wärterin den kleinen Knaben mit Muscheln und Meerfrüchten belustigte und zerstreute.

Die Sonne stand hoch am Himmel; eine große Wolke schwebte darunter, brach die Strahlen des Tagesgestirnes und sandte sie

wie die Linien eines gewaltigen goldenen Zeltes auf die still wogende Fläche der blau, purpurn und smaragden schillernden Meerfluth.

Leuchtenthal hatte ein Buch mitgebracht; gestern war er mit dem Vorlesen der Wahlverwandtschaften fertig geworden. Nun las er Ilka den wohllautenden, majestätischen Vers Tennyson's vor; Enid, Vivien's Schlangenlist, Elaine's trauriges Geschick und jetzt der treulosen Guinevere Begegnung mit dem betrogenen König Arthur zu Almesbury. Die zauberische Poesie des Meeres, das ihnen zu Füßen rollte, die Palmenpracht und Orangenblüthe zwischen Klippe und Brandung, und die schmerzlich-süße Weise des englischen Dichters berauschte sie, entrückte sie für Stunden der harten Welt und ihrem eigenen Herzen. — Der Sonnenball sank tiefer durch die regungslose Wolke, erst ihre oberen Conturen, dann ihren tieferen Saum vergoldend, in Flammen steckend. Dann ward die Fläche milchweiß, lichtgrün, türkisblau, während nur noch der Horizont, von einer Purpurlinie umzüngelt, glühte. Und Ilka weinte über das beweinenswerthe Schicksal der großen Königin, die sich mit dem edlen Lancelot vergangen, die den viel edleren Arthur betrogen, der jetzt, in Harnisch und Helm vom Krieg mit dem Freunde heim kehrend, vor der am Boden liegenden voll Mitleid und Verachtung stand und sprach:

Thou hast not made my life so sweet to me,
That I, the King, should greatly care to live;
For thou hast spoilt the purpose of my life!

Du hast mein Sein mir nicht so süß gemacht,
Daß ich, der Herr, sollt' achten groß des Lebens,
Denn meines Lebens Zweck hast Du zerstört!

Da wollte der armen Ilka das Herz brechen, ein Thränenstrom ergoß sich aus ihren Augen, sie legte den Arm um des

Gatten Schulter und ihren kleinen, müden Kopf an seine Brust und Alles, was Scheu, Furcht, Liebe, Trotz und Scham fast zwei Jahre lang zurückgehalten, sprudelte in beredten, warmen Worten wie eine Beichte über ihre Lippen, aus ihrer Seele.

„O Max, ich liebe Dich, habe Dich geliebt seit jener unseligen Stunde, über die uns laß' einen Schleier werfen; ich hab' es nur nicht gewußt und nicht auszusprechen vermocht. Nun aber ist's zu spät. Ich fühl' es. Unterbrich mich nicht. Ich fühl's am Stechen meines Herzens — hier — in meiner Brust, überall — ich muß von Dir gehen, von Dir gehen beladen mit aller Schuld der Thorheit und der Liebe, die sich selbst nicht versteht. Ich war kindisch, ließ Dir großem Geiste keine Gerechtigkeit wiederfahren, ich war eifersüchtig.

Ich hab' Dein Leben nicht so süß gemacht,
Daß Du, mein König, groß es achten solltest,
Und Deines Lebens Zweck hab' ich zerstört.

Aber nur Du weißt, wie es kam. Ich konnte uns nicht verzeihen, wie Du mich gewannst. Meine Liebesbezeugungen irritirten Dich im Anfange, so wie ich erregt und mit mir selbst zerworfen war; so hielt ich sie zurück und verlor Dich ganz. Sprich nicht, Geliebter. Ich schweige bald, für immer!" —

Maximilian drückte sie sanft an sich. Beruhigt fuhr sie fort:

„Wärst Du nicht der Edle, als den ich Dich verehre, meine Auflösung würde Dich jetzt mit einer süßen Hoffnung erfüllen. Ich weiß, Du liebtest vor mir eine Andere. Deine Fesseln werden fallen — aber Du wirst meiner mit Achtung und der Liebe gedenken, die ich Dir erst heute gestehe, die ich nicht erwiedert sehen sollte. Deine Sanftmuth, Deine Geduld und Nachsicht hat mich reichlich entschädigt. Daß ich Dir nie gefallen könnte, diese Gewißheit vergiftete meine Seele, mein Gemüth. Mögest Du Deine

Freundin treu und Deiner werth wiederfinden. Ich empfehle ihr Dich und den Knaben. Ich verbarg Dir selbst jede Regung der Dankbarkeit, aus Furcht Dir lästig zu fallen. Danke mir meine großen Schmerzen, indem Du die belohnst, die Du — der Ehre eines unscheinbaren Mädchens aufgeopfert. Ich flehe den Himmel an, Euch zu beglücken, Dich, der Du ein namenloses Glück preisgegeben, damit ich nicht in Schande verfiele, die auch mein Tod nicht sühnen konnte; und Jene, die gewiß Unsägliches geduldet um meinet-, um unsertwillen!"

Sie sank müde zurück.

Der Fürst versuchte vergeblich Ilka zu trösten, zu beruhigen. Sein Herz blutete; die widerstreitendsten Gefühle durchwogten sein Inneres, und wenn die verlassene Hanna um Rache gerufen hatte, sie wäre befriedigt gewesen, hätte sie ihn jetzt sehen und verstehen dürfen. Seine edle Seele empfand tief das doppelte Unrecht, das er begangen, und wenn peinigende Gewissensbisse des Uebelthäters ein Trost für den Beleidigten und Beschimpften sein könnten, so hätte sich Hanna trösten müssen.

Unterdessen aber war unter der Wolke ein Wind herangeweht, der das Eintreten der Fluth beschleunigte. Die Wellen kamen rasch und unerwartet; in langen, breiten Massen traten sie herein, auf den Sand, über die Düne, und hoben den Kiel von „La Pauline" fast plötzlich. Das Kind war eingeschlafen, die Wärterin las, und ehe sie das leichte Schaukeln bemerkte, schlug schon eine zweite Woge, mit einer Krone weißen Schaumes angethan, an die rothbemalten Planken des Fischerbootes. Sie ebbte zurück, machtvoll genug, Kahn, Wärterin und Kind auf ihren Rücken zu heben. Ilka sah auf, von der kühlen Brise durchfröstelt, und schrie auf. Sie erhob sich, deutete geisterhaft nach dem milchweißen Meere, über dem soeben still, groß, blutroth der frühe

Mond heraufkam, einen breiten, goldenen Pfad vom Horizont zu der Bank auf der Düne zeichnend. Auf diesem Wege, dem Monde zu, schwamm „La Pauline". Jetzt drehte sie sich, ihre Breitseite der dritten Woge zuwendend. Die Wärterin schrie angstvoll, erhob sich im Kahn, sie schien die Ruder zu suchen, die im Sande liegen geblieben waren. Das Kind schlief. — Da kam die dritte Woge, die Wärterin fiel im Fahrzeug um, der Fürst stürzte sich schwimmend in die Fluth, Ilka sank lautlos auf die Bank. Ein paar kräftige Schläge, und Leuchtenthal hatte den Kahn erreicht — da — eine Secunde früher — kenterte dieser. Die Wärterin hielt sich eine Zeit lang oben, dann trug eine neue Welle sie an's Ufer, wie den Kahn. Der Vater tauchte ein-, zwei-, dreimal nach dem geliebten Knaben. — Endlich faßte er das Kind und schwamm mit furchtbarer Anstrengung, die ihn zurückholenden Gewässer bekämpfend, an's Land.

Das Kind athmete nicht mehr.

Das Herz der Mutter stand still.

Fürst Maximilian Leuchtenthal war wieder allein auf der öden, freudlosen Schmerzbringerin: Erde.

X.

„Schwester!" rief Lida in unsäglich vorwurfsvollem Tone. „Brich mir das Herz nicht auch durch den Klagelaut Deiner Stimme. Ja, ich wiederhole es, was ich Dir schon seit zwei Jahren stumm und leise, durch Worte und Thaten angedeutet. Mach' ein Ende. Du siehst, wie Markburg leidet, wie er Dich verehrt und liebt; er opfert Dir seine Carrière, sein Leben und Du bist kalt und fühllos — —"

„Wie die Welt mich gemacht hat! Lida, mein Leid ward

so groß, daß es fühllos und stumpf gegen das Anderer ist. Warum hast Du Ferdinands Leidenschaft genährt, warum ihm Dein Haus stets weiter geöffnet, wenn Du doch wußtest, daß ich nichts für ihn empfinden könne! Lehre mich vergessen und ich will wieder neu empfinden."

„Wenn ich Dich, Hanna, nicht als die edelste Seele von der Welt kennte, ich würde glauben, Du wolltest an Ferdinand rächen, was Maximilian an Dir verbrochen. — Dieser ist unwiederbringlich für Dich verloren! Jener will nichts mehr auf der Welt, als Dich glücklich machen; er legt Dir Alles zu Füßen, was Max Dir versagte: Herz, Hand, Reichthum, Ehre und Güter."

„Schenke mir die Welt, und ich bin arm ohne ihn!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es war ein neuer Frühling in's Land gekommen und die beiden Schwestern saßen an einem trüben Vormittage in einer Fensternische des Palais Czedlicz auf der Ringstraße. — Aus dem unter ihnen ausgebreiteten Stadtpark tönten Vogelstimmen; die verschnittenen Baumgruppen bedeckten sich eben mit jenem duftigen, feinen Grün, das alljährlich das Menschenherz so wundersam bewegt, wie eine Offenbarung, die Unsterblichkeit verheißt und Wiederblühen nach jeglichem Wintertod. Der kleine Teich, der heute keine Sonne spiegelte, lag wie mit Schnee bedeckt unter dem bleichen Wolkenhimmel; öde und ausgestorben war die ganze Gegend und nur die Glocken der Pferdebahn klangen gedämpft in die weiten Gemächer des Palastes.

Hanna, nach dem räthselhaften Treubruch des Fürsten schwer erkrankt und langsam genesen, war noch schöner, noch anziehender geworden. Alles Irdische schien von ihr abgestreift, ihr ganzes Sein und Wesen durchgeistigt. Blaß, großäugig, schaute sie die Welt wie ein Fremdes, wie eine Heilige an. Und wirklich lag

alles Profane unnahbar fern, tief unter ihr. Die Zeit, in der sie lebte, war nicht die, in welcher man sich nach dem Schiffbruch weltlichen Glückes in ein Kloster zurückzieht und ganz in seinem Gotte aufgeht. Hanna hatte sogar mit ihrem Gotte gehadert und war ihm um so untreuer geworden, je treuer sie an dem nun mit einer Anderen vermählten Manne ihres Herzens hing, aber sie selbst war ein Kloster, in dem es heilig, keusch und weltvergessen herging. Das Unglaubliche war so urplötzlich über sie hereingebrochen, der Seligkeit jenes Abends war ein so tiefes Weh gefolgt, daß sie sich ohnedies für lange Zeit nicht in die Welt finden konnte. Die Aerzte ließen die Genesene reisen; sie war gleichgültig gegen die herrlichsten Dinge, die auf Erden sind. Die aufopfernde Schwester, der ihr Mann anscheinend ungern Urlaub gab, zog mit ihr nach Frankreich, Italien und Spanien; weder die Natur, noch die Kunst, noch die Lieblichkeit und Süße der beiden entzückten Kinder Lida's, die diese natürlich nicht entbehren mochte, konnten die Gleichgültigkeit und Schwermuth der Verrathenen verscheuchen. Sie besah Alles, Nichts wirkte auf sie, höchstens noch, um es in Bezug auf Max und frühere Gespräche mit ihm zu setzen.

Ferdinand von Markburg, den Geschäfte zurückgehalten, und welcher dem ersten Schmerze sein Recht lassen wollte, eilte den beiden Schwestern nach, sobald er nur konnte. Er traf sie in Sevilla. Er kam gegen Abend im Hôtel des quatre nations an und erkundigte sich sofort nach den Damen. Es hieß, sie seien nach der Mesa redonda, der Table d'hôte, auf die Plaza Nueva vor dem Gasthofe lustwandeln gegangen. So war es auch. Um die in der Mitte des weiten Platzes musicirende Militairkapelle kreiste in lauer Sommernacht, in weiß-goldenem Mondschein die Frauenschönheit und Männeranmuth der Guadalquivir-

stadt. Selbst der sehnsüchtige Markburg war einen Augenblick überrascht von dem nie gesehenen Bilde. Mädchen und Frauen, in schwarzen Mantillen, in weißen Schleiern, bloßarmig, sich im Mondlicht fächernd, mit den kleinsten Füßchen der Welt kaum den Boden berührend, ein wandelnder Garten von Rosen und Nelken, glitten am Arme schlanker, phantastisch gekleideter Liebsten, Gatten, Brüder in berauschendem Wirrwarr an ihm vorüber. Die tollen Weisen Offenbach's, die schwärmerischen Gounod's, die gigantischen Wagner's zitterten hinauf bis an die getriebenen Azucénas, die schwarzen Lilien der gespenstisch aufragenden Giralda.

Auf einer Bank saßen Lida und Hanna, zu ihren Füßen spielten die Kinder im Sande. Lida erschrak freudig und lebhaft, wie sie des vertrauten Freundes aus der fernen Heimat ansichtig wurde. Hanna blieb so unerregt, als ob ihr ein gänzlich unbekannter Spanier vorgestellt würde. Als Markburg sich von seiner kaum zu verbergenden Rührung erholt, und erklärt hatte, er wolle die Damen beschützend heim nach Wien begleiten, Czedlicz wisse darum, bestand Hanna auf seiner sofortigen Abreise. Es half kein Bitten und Flehen, sie erhob sich, ging in das gegenüberliegende Hôtel und schloß sich in ihr Zimmer ein. — Markburg reiste trostlos ab, ohne den Alcazar gesehen, die Giralda bestiegen zu haben. Auf die Vorwürfe Lidas erwiderte Hanna, es sei grausam, thörichte, nie erfüllbare Hoffnungen in Markburgs Seele zu wecken und zu nähren, und gerade in diesem romantischen Lande wolle sie Ferdinand um seinetwillen um keinen Preis in ihrer Nähe wissen.

Einmal wollte es das Verhängniß, daß die Schwestern und der Fürst mit seiner jungen Gattin in Cordova einander in der düsteren, säulengetragenen Moschee Abderrahmans begegneten. Aber nur Lida und Leuchtenthal erkannten sich; beide hatten Geistes-

gegenwart genug, ihre Schutzbefohlenen in das Bogengewirre zu ziehen und ein Zusammentreffen zu verhindern, das von unberechenbaren Folgen gewesen wäre. Der Fürst reiste noch an demselben Abend ab. Die Augen, die sich einst so sehnsüchtig gesucht hatten, wichen sich nun scheu aus; was für das Leben verbunden schien, war durch mehr als den Tod getrennt. Und Hannas Blick richtete sich immer tiefer auf ihr Inneres und streifte nur die Außenwelt, ohne sie zu sehen. Jemehr Lida strebte, sie mit fremden Menschen und Dingen zu beschäftigen, je weniger Antheil nahm sie an diesen, und die Störenfriede ihres nach Ruhe lechzenden Herzens waren ihr lästiger, als dessen trostlose Einsamkeit.

So kamen sie nach Wien zurück. So saßen sie nun traurig plaudernd bei einander.

Ein Diener meldete den Grafen Markburg.

Lidas Blick ruhte fragend auf Hannas bleichem, schönem Antlitz. Hanna zuckte die Achseln.

„Lassen Sie eintreten.“

Markburg brachte wie immer einen großen Reseda- und Theerosenstrauch, die Lieblingsblumen der Gleichgiltigen.

Sie legte ihn, ohne den duftenden Blüthen einen wärmeren Blick zu gönnen, neben sich auf den Divan. Sie zog die Hand zurück, ehe sie Ferdinands Lippen berühren konnten.

„Ohne Hoffnung?“ fragte Markburg die sich entfernende Lida leise.

„Trostlos!“ flüsterte diese.

„Hanna,“ sagte Markburg, sich neben die Bleiche setzend, „ich komme noch einmal, in Ihnen mein Schicksal zu befragen. Ihr Leid gleicht dem meinen, können wir es nicht vereinen und es so bekämpfen und vernichten? Was Sie durch einen Ihrer Unwür-

digen dulden, dulde ich durch Sie, die würdigste der Frauen; wir begreifen einander . . ."

„Schmähen Sie ihn nicht, Graf Markburg. Er hat mich verlassen, aber ich glaube, gezwungen durch eine höhere Gewalt. Vergleichen Sie Ihren Schmerz nicht mit dem meinigen; die Liebe, die ein Weib empfindet, erleidet, die ihr einziger Gedanke wird, trifft niemals gleich stark den Mann, der zugleich für die Regungen des Ehrgeizes, für Völkerwohl und Vaterland Raum in seinem großem Herzen hat. Wir geben Alles, Ihr gebt stets nur einen Theil."

„Und Sie lieben ihn noch immer?"

„Ich weiß es nicht, vielleicht hasse ich ihn. Wenigstens würde ihn mein Haß empfangen, wenn er mir je wieder unter die Augen träte. Aber ich bin mir selbst nicht klar — ich fühle nur, daß ich nie einem Andern gehören kann, daß ich einsam verwelken, sterben muß!"

Sie brach in Thränen aus.

Markburg kniete vor ihr nieder und faßte ihre Hand. Sie errieth an ihren eigenen Schmerzen die, welche er in diesem Augenblicke empfinden mußte.

„Also nie, niemals, Hanna?" sagte er mit bebender Stimme.

„Ich bin ungerecht gegen Sie, mein Freund, aber Sie müssen mir verzeihen! Bedenken Sie die Ungerechtigkeit jenes Mannes, der mich liebte, und Sie werden die vergeben, welche ein Weib begeht, das Sie nicht liebt. Sie müssen den Fürsten hassen, denn vielleicht, wenn ich ihm nie begegnet wäre, hätten wir glücklich mit einander werden können — — aber jetzt würde er stets bei mir und zwischen uns sein! — Wie vermag ich heute noch etwas für das Glück Anderer zu thun, da ich alle Hoffnung auf eigenes Glück aufgegeben?"

Der Graf erhob sich trostlos. — Hanna fuhr fort:

„Verlassen Sie mich, verlassen Sie Wien. Sie sind für jede Andere begehrenswerth, Sie sind ein Mann von Herz und Geist, ein ritterlicher Mann, von froher, schöner Zukunft; Sie werden eine Andere beglücken und durch sie glücklich werden —"

„Niemals, Hanna, so wenig wie Sie den Gedanken an mich, vermag ich den an eine Andere zu fassen — —"

„So werden wir Beide einsam leiden, ich kann nicht anders."

Da trat Lida ein. Sie war todtenbleich. Sie hielt einen Brief in der Hand.

Hanna sah die Aufschrift und sank in den Sessel.

„Vom Fürsten!" hauchte sie.

„An Dich, Hanna!" rief Lida.

„Ich will ihn nicht lesen; verbrenne ihn, zerreiß ihn in Stücke. Er wagt, mir zu schreiben! O, was wagt ein Mann nicht? Er glaubt, ich würde seine Briefe öffnen!" Und dabei verwandte sie kein Auge von dem geheimnißvollen Couvert.

Lida, dasselbe halb erbrechend, sagte mit klopfendem Herzen: „So erlaube, daß ich . . ."

„Thu, was Du willst!"

Und Lida las. Die Röthe kam und ging auf ihren Wangen, sie hielt sich an dem Sessel, um nicht zu wanken, stürzte dann zu der Schwester Füßen, umschlang sie, küßte sie und flüsterte ihr in's Ohr:

„Er ist frei, er kommt."

Das erste Wort, dessen Hanna mächtig, als sie die Kunde von dem schrecklichen Ereigniß zu Salins am Meeresstrande vernommen, war: „Arme, arme Ilka! Wie schwer muß es ihr geworden sein, solch einen Mann zu verlassen! Laßt mich sie beweinen. Er hat sie gewiß nicht so geliebt, wie sie es verdiente,

nicht so glücklich gemacht — aber wie konnte sie mit ihm nicht glücklich sein? Sie durfte in seine Augen sehen, wann sie wollte — für deren Blick ich seit zwei Jahren mein Leben gegeben hätte, und in die ich jetzt nicht mehr schauen mag. O unerforschliches Menschenherz, wie kann eine und dieselbe Ursache so verschiedene Wirkungen auf dich ausüben. Was mich früher anzog, muß ich nun fliehen! Zwei Jahre hattest du keinen Gedanken, als ihn und nur ihn; ich haßte die arme Frau, die ich hätte lieben sollen, da sie ihn mit aller Liebe umgab, und nun bedauere, bemitleide ich sie, die ihn verlassen mußte und — hasse ihn, den Geliebten, der mich um ihretwillen verstieß und verließ!"

Markburg begriff, daß sein letzter Hoffnungsschimmer erloschen. Er sah Hanna mit einem so unsäglich traurigen Blicke an, daß ihr jetzt weicher gestimmtes Herz tiefes Mitleid mit ihm empfand.

„So verzeihen Sie ihm, Hanna?" frug er, sich zum Abschied anschickend.

„Ihm verzeihen. Nie und nimmer! O, daß ein so edles Antlitz so viel Falschheit verbergen konnte! Daß er den schönen Schleier zerriß, der solche Untreue bedeckte — —"

„So vergessen Sie ihn, theuerste Freundin — und . . . ."

„Und —? O, Sie hoffen noch immer! — Nein, Graf, wiegen Sie sich keinen Augenblick in goldne Träume ein! Ihn vergessen! Ach, schreitet nicht die Erinnerung mit uns fort, neben uns her? wir glauben sie im Geräusch der Welt, in den Armen der Freundschaft, der Liebe einen Moment verloren zu haben, und eine Minute der Einsamkeit giebt ihr all ihre Macht zurück. Und dann ist der Schmerz, den wir uns selbst zufügen, noch weniger scharf, als der aus der Hand Anderer, die uns eine Zärtlichkeit erpressen wollen, die eben dem Anderen gehört. Ich möchte Ihnen

glauben, lieber Graf, nach all den Beweisen, die Sie mir von Ihrer Anhänglichkeit gegeben. Aber ich will es und kann es nicht. Mein Vertrauen war so grenzenlos, daß es nicht zwei Enttäuschungen verträgt. Es ist kein Raum für eine neue Liebe in meinem Herzen!"

„Ihr Zweifel an mir, Hanna, war noch der einzige fehlende Wermuthstropfen!" sagte der Graf tonlos. „Ich gehe, Ihnen alles Glück wünschend; bedürfen Sie je eines Freundes, so denken Sie an Einen, der viel um Sie gelitten." Und ehrfurchtsvollen Grußes verließ der Graf die ihm traurig Nachschauenden.

„Du wirst ihm doch antworten!" rief Lida, als sie mit der Schwester allein war.

„Ihm antworten!" entgegnete Hanna. „Ihm, der keine Zeile für mich hatte, der mich ohne Entschuldigung, ohne Angabe eines Grundes wie eine Unwürdige verstoßen, der mich zwei Jahre in Thränen ließ, während er im Arme der Liebe schwelgte, nie! — Ich müßte mich verachten, wenn ich ihn einen Monat quälen wollte, weil er mich gequält; wenn ich meine Verzeihung langsam erkaufen lassen würde, wenn ich mich an seiner Ungewißheit, an seiner Reue weidete! Aber wenn ich mich recht kenne, so ist mir Verzeihung unmöglich, und solche Vergehen werden nicht durch Reue gesühnt. Es thäte mir unsäglich wehe, müßte er jetzt um mich so leiden, wie ich um ihn geduldet. Mein Haß ist so großmüthig, als meine Neigung zärtlich war — aber es ist Alles zu Ende. Man kann die Achtung Anderer missen, wenn man sich schuldlos weiß. Wie aber müßte ich mich verachten, verzieh' ich um ein wenig Reue so unendliche Schuld.

„O Schwester," sagte Lida sanft, „was gäbe ich darum, würde mir von meinem Manne nur ein klein wenig von der zarten und echten Liebe entgegengebracht, welche Du in Ferdinand und Max zurückstößt!"

„Und Du, Gute, Weise, verdientest sie doch tausendmal mehr, als ich, welche die Liebe so hart gemacht!"

Die beiden schönen Schwestern umschlangen sich und lange vermischten sie ihre Thränen in ihren Küssen.

XI.

Lida von Czedlicz an Fürst Max Leuchtenthal.

„Es ist Alles vergeblich. Ich gebe meine Rolle als Versöhnungs-Fee auf. Hanna hat mir verboten, von Ihnen zu sprechen. Sie will Sie nicht empfangen; sie behauptet, Sie könnten ihr nichts zu sagen haben. Sie glaubt Ihren Liebesschwüren deshalb nicht, weil Sie dieselben schon einmal gebrochen. Sie bittet Sie, Wien zu meiden, wenn Sie nicht wünschen, daß sie ihre Freunde verlasse, um Ihnen auszuweichen. Sie behauptet, die ersten Vorwürfe zwischen einstigen Liebenden seien wie die Präliminarien zum Friedensvertrage, und den könne sie nun und nimmer mit Ehren schließen!

„Das war mein Auftrag, mein Fürst, ich habe ihn ausgerichtet. Wenn ich nun als Dolmetsch meiner eigenen Gedanken zu Ihnen spreche, so kann — ich — Ihnen leider nur wiederholen, was meine arme Hanna dictirte. Sie ist für die Liebe erstorben. — Ich hatte einen herrlichen Epheustrauch; von seiner frühesten Jugend an habe ich ihn gepflegt und gehegt; ich empfand eine kindische Freude daran, seine Blätter sich aus den unscheinbarsten Keimchen am Aste handbreit entwickeln zu sehen. Die schlangenartigen Windungen der unglaublich rasch ausschießenden Zweiglein habe ich selbst mit seidenen Bändchen an das Spalier befestigt, das ich ihm machen ließ. Vorigen Herbst konnte er

meinem Fenster als Jalousie dienen; ganz verdeckt und verborgen, sah ich durch seine kleinen Gucklöcher auf die Ringstraße, wie ein Schauspieler auf der Bühne durch das Loch im Vorhang auf das vielköpfige Publicum. — Als wir — wegen Ihnen, mein Fürst, — nach Spanien gingen, ward mein Epheustock vernachlässigt. Ein Tropf von Kammerdiener Czedlicz's stellte ihn in einen dunklen Raum, enthielt ihm während eines ganzes Winters Luft, Licht, Wasser vor — und er erstarb.

„Nun haben sie ihn bis auf die Wurzel verschnitten. Was einst fast ein Baum war, ist heute ein garstiger Knorren. Er genießt die Frühlingssonne, das reinste Quellwasser, ich beuge mein Antlitz zu ihm hernieder und küsse seine häßliche Rinde. Die Röhren des Lebensmarkes sind schwarz und leer, er trägt kein grünes Keimchen — er ist todt. — Für wie wenig Pflege wäre er blätterdankbar gewesen! — Er ist todt. — Er kommt mir vor wie der dürre Stab in den Händen Tannhäusers. — Aber er will im Strahle der Liebe nicht grünen! Mein erstorbener Epheu und Hanna machen mir viel Kummer!

Ich habe die Ehre zu sein, mein Fürst,

Ihre unglückliche Gärtnerin

Lida von Czedlicz, geb. Verneuil."

Fürst Leuchtenthal an Lida von Czedlicz.

„Glauben Sie, daß ich für Ihren Epheu empfinde, als ob er mein Kind wäre! — Sie haben keine Ahnung, bis zu welchen Niedrigkeiten ich schon gesunken bin. Gestern Abend ging ich vor Ihrem Palais auf und ab; es war nicht Ihr Donnerstag, doch ahnte ich, daß Ihr erstorbenes Schwesterlein bei Ihnen sei. Ihre Elise, die unbestechliche Zofe, kam in einem Häubchen und Schürzchen herunter, um Gott weiß was zu holen. Ich forschte sie aus

und sie gestand mir, daß Graf Markburg am Morgen bei Ihnen war. „Was hat er gesprochen, gethan?“ frug ich. „Blumen gebracht, im Zimmer auf- und abgegangen, die Gegenstände von ihrem gewohnten Ort an einen andern gestellt, Bücher in Unordnung gerückt; als Hanna hereintrat, nichts gesagt, kaum einen guten Tag! Sie schenkten ihm Thee ein, er nahm ihn nicht, goß den Rum in die Milchkanne, erklärte, er sei sterbenskrank und ging! Das hat er gethan!“ Ich dankte Elisen und bin ein wenig weniger unglücklich. Das Alles thut kein glücklicher Liebhaber; ich fühle fast ein bischen Mitleid für den Verhaßten.

Ich verlange — nein, das ist nicht die Sprache eines Schuldigen — ich erbitte, ich erflehe ja nichts, als daß Hanna mich höre. Der gemeinste Mörder, der letzte Verbrecher darf sich einen Vertheidiger wählen, nur mich will sie nicht anhören. Ich bin schuldig, ich will verurtheilt sein, aber erst nach der Gerichtsverhandlung. Nicht alle Geschworenen tödten, und ich bin jetzt schon ein Galeerensclave, dessen unlösbare Kette die Liebe ist . . .“

Lida von Czedlicz an den Fürsten Maximilian von Leuchtenthal.

„Es ist Hanna gleichgültig, ob Sie reisen oder bleiben. Sie sagt, Sie seien todt für sie. Ist es Ihnen ein Trost zu glauben, daß sie sich freut, Sie seien nur todt für *sie*, so nehmen Sie diese Tröstung entgegen. Sie ist des Lebens, wie sie es jetzt führt, müde. Sie erinnert sich ihrer Jugend und will sich wieder zerstreuen, um Sie ganz zu vergessen. — Warum vertrauen Sie sich aber nicht mir an? „Sie können mir nicht Alles das sagen, was Sie zu beichten haben! Nur sie soll es wissen und entscheiden.“ So schreiben Sie. Sie sind empört, daß man den reuigen Sünder nicht hören will. Hanna erinnert Sie an eine Begebenheit, die sie entschuldigen soll. Hatten Sie nicht einst

einen Freund, der Sie in einem Augenblicke des Selbstvergessens beleidigte? Er nahm diese Beleidigung zurück; nichts konnte Sie versöhnen; Sie schlugen sich und streckten den Freund wegen eines bereuten Ausspruchs für ein Jahr auf's Krankenlager. Hanna kann Sie nicht fordern. Und doch haben Sie die Aermste mit Vorbedacht und Ueberlegung in ihren tiefsten Herzensempfindungen gekränkt, Freundschaft, Liebe geheuchelt, aber die Männerehre soll ein ganz Anderes sein als Frauenehre?

Wir sollen nachgeben, verzeihend dem Feinde goldene Brücken bauen; lebten Sie noch, wenn Sie einem echten Manne so begegnet wären, wie dem echten Weibe? Welcher Stolz macht Sie Verzeihung erheischen, wo Sie keine gewähren würden? — — Wie Sie längst bemerkt haben, theile ich Ihnen den Inhalt unserer Gespräche mit. Wenn Sie aber aus der Länge meiner Briefe schließen sollten, daß Hanna viel von Ihnen spricht, oder daß sich gar unsere Dialoge ausschließlich um die fürstliche Durchlaucht drehen, so würden sich Durchlaucht in einer großen Selbsttäuschung befinden. Die Tage sind lang und einsam; wir sprechen von Bällen, die wir besuchen wollen, von Theatern, von der Politik! und wenn das Alles erschöpft ist, auch von Markburg und Ihnen. — „Ob Sie Hanna noch liebt?“ fragen Sie! Ich glaube, in demselben Augenblick, wo sie sich dies eingestünde, würde sie es sich verzeihen! Gerne aber verweilt sie bei der Vergangenheit. Wie war sie glücklich! Wie theuer ist ihr die Erinnerung! Sie sagte noch gestern: „Welches Glück ist dem vergleichbar, von einem Manne geliebt zu werden, der uns der zärtlichsten Regungen unseres Herzens werth erscheint; der uns liebt, es uns sagt, es uns in jedem Augenblicke wiederholt, dessen Wünsche in Allem mit den unseren übereinstimmen. Welches Vergnügen, ihn zu erwarten, ihn erscheinen zu sehen, die Augen auf ihn zu richten, die

ihn beleben, die er belebt, in den seinen zu lesen, daß man schön ist und gefällt. Wie schmeichelhaft ist es, sich als den Gegenstand seiner Aufmerksamkeit zu wissen, sich als die Person zu fühlen, die er allen anderen vorzieht; sich einzubilden, daß er alle die Seligkeit mitempfindet, die seine Gegenwart hervorruft; daß er alle Wonne mitgenießt, welche er giebt. — Und ach, warum verwandelt die Veränderlichkeit des Männerherzens, der Unbestand seiner Gefühle unsere liebsten Gedanken, so süße Träume in Bitterkeit? Woher kommt es, daß von zwei Geschöpfen, die gleiche Macht haben sich ein so großes Glück, eine so reine Freude zu bereiten, Eines müde wird, sich überdrüßig abwendet und das Andere unerträglicher Sehnsucht und Trauer überantwortet? — Wie süß und selig war der Moment, da er mir seine Liebe gestand! Die Gewißheit, daß er die meinige theilte, war wie ein Lichtstrahl, der urplötzlich auf einen im Dunklen Gefangensitzenden einströmt und, ein Vorbote der nachkommenden Freiheit, die Thüre erschließt. Ein nie gekanntes Wohlgefühl verbreitete sich über mein ganzes körperliches und geistiges Wesen; was mich umgab, ward reizender, lachender, liebenswürdiger; die Welt verschönte sich um mich her. Der glänzende Saal, in dem ich erfuhr, daß ich geliebt sei, kam mir wie der Aufenthalt der Seligen vor; eine wohlthätige Hand hatte einen Schleier zerrissen und mir die Gottheit gezeigt. Ergriffen, erstaunt, gebannt, konnte ich mein Glück nicht fassen, und nicht einen Moment zögern, es zurückzugeben. Und warum sollte ich? Wie so heftige Gefühle dämmen, einhalten, da sie doch wahr schienen. Ich ließ meinen Geliebten all das Glück sehen, welches er in meine Seele strömen ließ. Er begriff es, fühlte es, vergrößerte es durch die Heftigkeit seiner Betheuerungen und durch die Dankbarkeit, die ich in seinen Augen erglänzen sah. — Wir fanden uns am Tage und schrieben uns

Nachts, was wir Tags über vergessen hatten uns zu sagen. O Lida! Es war eine schöne Zeit!" — Ich schreibe Ihnen dies Gespräch ab, Durchlaucht, damit Sie begreifen, welch' herrliches Geschöpf Sie verloren haben.

Für conforme Copie

Ihre getreue Dienerin

Baronin von Czedlicz.

Fürst Maximilian von Leuchtenthal an Lida von Czedlicz.

Sie wollen mich wahnsinnig machen! Wenn Sie Zeit finden, soviel von einem Unglücklichen zu sprechen, so würden Sie wohl auch Mittel und Wege ausklügeln, ihn auf Umwegen zu Worte kommen zu lassen. Lesen Sie den eingeschlossenen Brief Hanna vor. Legen Sie ihr einen Hinterhalt und zwingen Sie sie, ihn anzuhören. Wie Sie aus Datum und Beschaffenheit des Blattes sehen, ist er an jenem Donnerstag geschrieben, an dessen Abend ich den Kleidsaum Hannas in Ehrfurcht zum Abschied küßte; er ist nach jenem fürchterlichen Abend geschrieben, an dem mir der Courier jenes andere Blatt brachte, das über mein Schicksal entschied. Ich sandte meinen Brief nicht ab — ach, er verrieth halb ein Geheimniß, das nur zur Hälfte mein Geheimniß war. — Sein Ton, sein Stil, die Schrift wird Ihnen die Aufregung noch heute vor die Seele zaubern, in der ich mich befand, und all meine Schmerzen, meine Verzweiflung!

Fürst Maximilian von Leuchtenthal an Hanna Verneuil.

Wien, 28. März.

Ich fliehe, Hanna, ich verlasse Dich ohne Hoffnung, Dich jemals wiederzusehen. Wie würde ich vermögen, wieder vor Dir zu erscheinen? Ich, der ich Dich verrathen; der auf dem Gipfel

des Glückes angelangt, am Ziel seiner heißesten Wünsche, von Dir geliebt — einer unwürdigen Regung nachgegeben. — Ach, verachte mich, verabscheue den Frevler, der Dich zu verlieren wußte, der Dein Glück wie das seinige zerstört. Ach! so nahe am Ziel, so glücklich mit seinem Loos, so eitel geworden, in Deinem Herzen herrschen zu dürfen — und nun! — Vorgezogen von Dir allen Anderen — mußte ich —! Aber die Ehre legt mir eine heilige Pflicht auf — — o wie bist Du gerächt, wie bin ich bestraft. Ich verliere Dich; o mein Gott, Dich verlieren! Unselige Reise. Aber wen darf ich anklagen, als nur mich selbst. Der Gedanke an Dich, so theuer meinem Herzen, mußte er mich nicht zurückhalten, mußte sich nicht eine unsichtbare Hand ausstrecken, um . . . . Wo warst Du, Herrin, als ich nicht Herr meiner selbst war? Wehe mir! Dich nicht mehr sehen! Von Dir verachtet, statt geliebt! Von Dir verflucht, statt daß Du für mich betest! Und Du unglücklich, das ist was mich unglücklich macht. Du um mich weinen, Du meinethalben leiden! Deine Thränen sollen fließen, fließen für einen Grausamen, einen Undankbaren, der gezwungen, sich Deiner zu berauben. — Ach, Hanna, beklage mich, Dein Mitleid, nicht Deine Verzeihung flehe ich an — denn nicht einmal sagen darf ich Dir — nein, das furchtbare Geheimniß ist nicht das meinige allein — ich muß Rücksicht nehmen, auf was — auf mein Unglück. Dahin, Hanna, dahin ist es gekommen, daß ich von Dir vergessen zu werden wünschen muß. Aber ich, ich werde Dich nie vergessen, ich werde Dich immer anbeten, auch wenn ich einer Andern zu Füßen liege, ich werde Deiner immer gedenken. Leb' wohl, Geliebte! O, daß ich nicht lange genug leben möchte, um zu erfahren, wie Du über einen Elenden denkst, der Dich nicht verdient hat! —

Lida von Czedlicz an den Fürsten Maximilian von Leuchtenthal.

Hanna ist seit ein paar Tagen unwohl, nervös, leidend, und ich habe noch nicht gewagt, den beigeschlossenen Brief zu öffnen oder gar ihn ihr vorzulesen. Ach, die Aermste bedarf so sehr der Schonung. Wenn ich mir vergegenwärtige, was sie in ihren zweiundzwanzig Lebensjahren schon erlitten, so frage ich mich, wie dieser zarte Organismus, dieser kleine Frauenkörper all' das ertrug? Zuerst die freudlose, leidvolle Ehe mit Hornstein — zwei Jahre der Bitterniß und Duldung! Nach dem Glücksstrahl Ihrer Liebe, dieser unerwartete, furchtbare Schlag — welchem jene tödtliche Krankheit folgte. — Und doch sagt sie noch heute, jener vorübergehende Zustand von Bewußtlosigkeit erscheine ihr wie eine Oase in der Seelenwüste ihres seitherigen Lebens. Sie bedauert, nicht zugleich den Verstand mit ihrem Glücke verloren zu haben. Als Sie verschwanden, wußte sie ja noch nichts von dem ganzen Umfange ihres Jammers. — Sie besuchte jeden Platz, der sie an Sie erinnerte; sie lief dreimal des Tages dem Briefträger auf der Treppe entgegen, sie beschwor ihn, ihr die Nachrichten von Ihnen nicht vorzuenthalten, und Teufel hätten weinen müssen über den trostlosen Ausdruck ihres bleichen Gesichtchens, als immer und immer keine Botschaft kam. Erst mit der Hoffnung schwanden ihre Kräfte. Sie spielte nur noch wie ein Kind mit jedem Andenken von Ihnen. Sie verurtheilte Sie nicht; o nein, sie vertheidigte Sie. Sie hielt Sie nie für falsch und treubrüchig; Hanna hatte sie geliebt, ohne zu glauben, daß Sie jemals ihre Neigung theilen würden. Sie erklärte Sie für den edelsten der Männer; erst bei der Nachricht Ihrer Vermählung brach sie zusammen. Sie hat Ihnen eine Unzahl Briefe geschrieben, um sie wieder zu zerreißen, ohne je einen abzusenden. Daß kein einziger

von Ihnen kam, hat nie den Wunsch in ihr ertödtet, deren zu erhalten.

Unbegreiflich blieb ihr, blieb uns Ihre Wahl. — Ilka von Anthal! Sie ist todt, und wir wollen die, welche ein Fürst Leuchtenthal heimführte, nicht schmähen. Aber daß diese kleine sechszehnjährige Erfahrung die Lebensgefährtin, die würdige, ebenbürtige Gattin eines unserer bedeutendsten Freunde sein sollte, das — das blieb uns ein Räthsel. Wenn nicht Liebe, nur Ehre oder Pflicht, etwa ein älteres Versprechen den Fürsten fesselte, zertrat er hier nicht die Liebe, und verstieß er nicht hier vielleicht noch grausamer gegen Pflicht und Ehre? Sie konnten jene Ilka kaum kennen, und wußten, welche Fülle von Neigung, Hingebung, Gesundheit und Lebensglück Sie hier zerstörten. Um zu verstehen, was Hanna erduldet, müßte Ihnen das Gleiche widerfahren sein und Sie müßten — ach und welcher Mann hat das, ihr Herz haben! Glauben Sie mir, Fürst, wer nicht empfunden hat, wie weh es thut, von dem verrathen zu werden, den man liebt, den man leidenschaftlich liebt, der kennt die höchsten und tiefsten Leiden nicht, die uns auf dieser Welt treffen können. Ueber den Verlust des Reichthums tröstet eine erhabene Gesinnung; das Fehlschlagen der Pläne des Ehrgeizes kann durch die Erkenntniß der Grenzen unserer Talente, der falschen Anwendung der Mittel verwunden werden. — Aber all seine Hoffnung auf die Hand gesetzt zu haben, die unsere Thränen trocknen sollte, und von ihr die schmerzlichsten Wunden erhalten — oh, mein Fürst, Hanna sagt, das sei ein Weh, zu groß für ein armes Weiberherz, es zu fassen. . . .

XII.

Das Ereigniß, welches Leuchtenthal mit aller Macht herbeizuführen suchte und dem Hanna mit aller Vorsicht auswich, obwohl sie sich angstvoll auf das Unabwendliche vorbereitete, trat ein. Sie trafen sich in der Gesellschaft, an einem dritten Orte, wo sie es Beide am wenigsten vermutheten. — Hanna konnte die dringende Einladung einer intimen Jugendgespielin nicht ablehnen; Leuchtenthal, in Trauer und allen Festen ausweichend, wurde ganz zufällig von dem Gatten, dem Grafen Cornow, mit dem er wegen Kauf eines Landgutes unterhandelte, durch den Salon geführt, in dem einige Damen plaudernd und stickend saßen. Eine furchtbare Erregung erfaßte die einstige Geliebte; aber die gesellschaftliche Uebung lehrt uns auch die Verstellung vor Anderen; die Täuschung unberufener Beobachter. Hanna's Herz stand stille und sie ward blässer als die Leinwand, die ihre kunstfertigen Finger mit blauen Blumenfäden zierten; der Fürst, der im Schlachtendampf nicht gezittert, legte die Linke auf eine Stuhllehne und preßte die Rechte an sein heftig pochendes Herz. Sie sahen sich an, Maximilian bat so stumm und dringend: „Darf ich bleiben?“ daß Hanna still, bebend, den Blick senkte und so wenigstens nichts verbat. — Später kamen noch einige Freunde; es war am Nachmittag, und als der Diener erschien, die Lampen anzuzünden, bat Leuchtenthal noch um eine kleine Frist im Halbdunkel, da seine Augen leidend seien. Er konnte sich Hanna nähern und mit ihr ungestört, ungehört flüstern.

„Haben Sie meinen Brief, den zwei Jahre alten, gelesen?“ fragte er mit zitternder Stimme.

„Nein!“ hauchte Hanna fiebernd.

„O, wie grausam!“ — Thränen traten in seine Augen. —

„Sie scheinen das Licht scheuen zu müssen; oder wollen Sie nicht wissen, wie elend ich aussehe, wie blaß und farblos meine Wangen sind, welche Furchen die Thränen gegraben?"

„O Hanna, Ihre Thür nur für mich verschlossen, meine Briefe uneröffnet, ungelesen; — wenn Sie sich erklären lassen wollten . . . ."

„Welche Rücksicht verdienen Sie? Was soll mich bewegen, Sie anzuhören, was können Sie mir zu sagen haben? Sie schwiegen so lange und ertrugen es so leicht; Sie lebten ohne mich, o so glücklich mit einer Anderen. Seien Sie es weiter, aber ferne von mir, nicht durch mich . . ."

„Wenn Sie wüßten, Hanna, welche Ehe — —"

„Mein Fürst, Ilka hat uns getrennt, wie sollte sie uns vereinigen können . . . Warum sollte ich Sie über den Verlust Derjenigen trösten, die mich trostlos gemacht hat?"

„Es war ihr letztes Wort: ‚Beglücke Jene, die Unsägliches geduldet um meinet-, um unsertwillen!'"

„Ist das wahr?" fragte Hanna, im Innersten erschüttert.

„Ich schwöre es Ihnen, Hanna; es war ihr letztes Wort! Lesen Sie den Brief, den ich Ihnen vor zwei Jahren geschrieben, Lida besitzt ihn. — Nehmen Sie noch diese Zeilen Ilkas, die ich immer bei mir trug, theils als Züchtigung für mich, wenn ich vergessen wollte — theils in der Absicht, sie Ihnen zu geben. Lesen Sie auch die, und dann gestatten Sie mir eine Stunde der Beichte. Ich muß Ihnen Alles sagen, wie es war, wie es kam; nur Ihnen kann ich anvertrauen, was Ihr reines Gemüth trotz der beiden Blätter noch immer als ein Unerklärliches ansehen muß. Dann urtheilen, dann richten Sie!"

Was sollte die arme Hanna thun? Sie versprach und Leuchtenthal schied.

Einige Tage später — sie däuchten dem Fürsten Monate — erhielt er die erste Zeile von Hannas Hand seit mehr als zweiundeinhalb Jahren.

„Ich bin aus der Einsamkeit herausgetreten,“ schrieb Hanna, „von der man sagt, sie mache uns ungesellig und menschenscheu, während uns nur die Gesellschaft so macht. Wie ich die Welt hasse! Wie ich die Einsamkeit liebe! Wie ich der Einsamkeit danke, daß ich jetzt unbemerkt erröthen darf, nur weil ich die Feder ergreife, Ihnen zu schreiben. Ist es denn eine so große Schande, betrogen zu werden? Braucht man zu erröthen, weil man Vertrauen hatte, und von Anderen vertrauensselig dachte? Ist es die Eitelkeit in mir, die roth wird, oder tritt noch Zorn und Scham auf meine Wangen? Wenn wir Andere nach unseren Kräften und Gefühlen beurtheilen, so brauche ich nicht roth zu werden; ich verdiene kein Mißtrauen und so mißtraute ich auch nicht! — Welche Gewalt haben Sie über mich! Seit dem Tage, da ich Sie wiedersah, weine ich. Einst glaubte ich, Ihnen sei die Macht gegeben, mich glücklich zu machen, und noch jetzt erpressen Sie mir Thränen. Ich habe die beiden Briefe gelesen. Ich verstehe sie nicht. Ich lese nichts aus ihnen heraus, was mir Ihren Treubruch erklärte. Es ist nur die Eitelkeit, die den Freier mir wieder nähert; Sie können es nicht ertragen, sich von der Verschmähten verschmäht zu sehen.

„Was soll ich aus dem aufgeregten Briefchen Ilkas entnehmen, das Sie zu dem treulosen Schritte zwang? Ich lese es wieder und wieder:

„Die unglückliche Schwester Ihres Freundes von Anthal ist verloren, verloren für immer durch die Unklugheit ihres Bruders und noch mehr durch die eigene!“ „Nun? Das Mädchen sah Sie bei jenem Souper und verliebte sich in Sie. Begreiflich, verzeih-

lich.“ — „Sie theilt es Ihnen mit, ohne zu wissen, was sie von ihrem Wagniß erhofft. Sie verlangt nichts von Ihnen, Sie versprachen ihr nichts und sie hat kein Recht etwas einzufordern. Und doch, wenn Sie die Arme verlassen, haben Sie sich nichts vorzuwerfen? Geben Sie mir schnell Antwort!“ — — Ich zerbreche mir den Kopf, ich denke mir, Sie haben ihr bei Tische einige Artigkeiten gesagt, ihr vielleicht die Hand gedrückt, geküßt; vielleicht sogar dem Bruder einige cavaliermäßige Complimente über das Schwesterchen aus der Pension gemacht, und das exaltirte, religiös erzogene Kind glaubte, der erste Mann, der ihr die Schmeicheleien sagt, die er Hunderten nicht vorenthalten, müsse auch sofort ihr Gatte werden. — Der Schlußsatz wird Sie eingeschüchtert haben und es erscheint mir glaublich, daß die kleine Wahnsinnige ihre Drohung ausgeführt hätte. „Ich werde nicht lange warten. Für mich giebt es nur ein Mittel, das Geheimniß meiner Liebe auszulöschen, den Tod. Aber Niemand soll Ihnen je mein Unglück vorwerfen, Niemand den Tod

Ilka von Anthal's.“

„Diese Drohung hat Sie erschreckt; aufgeregt, wie Sie waren, eilten Sie dort ein Leben zu retten, um hier eines auf's Spiel zu setzen. Ich zermartere mir das Haupt, den Zusammenhang zu ergründen. Ich erfinde eine Scene: ich sehe Sie ein paar Gläser Champagner mehr als gewöhnlich trinken, ich höre Sie, nein, ich höre den Champagner ein paar Liebesworte flüstern — und diese binden Sie mehr als die heiligen Schwüre, die wir Tag und Nacht in Briefen getauscht. Sehen, ermessen Sie, wie grenzenlos meine Liebe war; ich versetze mich in jene Zeit zurück: Sie kommen von Anthals Schloß und erzählen mir, daß Sie Ilka Süßes in's Ohr geflüstert — ich verzeihe Ihnen! Ihr Herz war doch bei mir. Aber jetzt — wenn ich Ihnen sagte:

Ich liebe Sie noch! so glaubt' ich mir es selber nicht; wenn ich Ihnen sagte: Ich achte Sie noch! dürften Sie mir Glauben schenken? Wir müssen entsagen! Wie ein schönes Mädchen, das in den Spiegel sieht und sich ihres Abbildes freut, ohne dabei des Werkzeugs zu gedenken, welches ihr das Vergnügen verschafft, so will ich das Abbild meiner verschwundenen Liebe betrachten, ohne mich dessen zu erinnern, der sie einst schuf und besaß.

Hanna Verneuil."

Maximilian von Leuchtenthal an Hanna Verneuil.

„Einen Unglücklichen fliehen, seine Unterwerfung verwerfen, ihn seinen Gewissensbissen preisgeben, seine Reue verachten, sich ohne Mitleid ausmalen, was er leiden muß, das ist der Vorgang des alltäglichen Weibes, das sich beleidigt glaubt, sich der Heftigkeit seines Unwillens, seines Rachegefühls hingiebt, das strafen, sich rächen will und von welchem man im Grunde nicht mehr Sanftmuth und Güte erwarten und fordern darf.

„Sein Herz großmüthigen Stimmungen, die es noch ganz dem Mitleid hinneigen können, nicht verschließen; das traurige Loos eines Mannes beklagen, der um so bedauernswerther, je selbstverschuldeter die Leiden sind, über die er seufzt und weint; vergessen, verzeihen, dem Freunde einen Theil der Schuld des Geliebten erlassen, einige Nachsicht bei der Rückkehr des reuigen Sünders, des verlorenen Sohnes zeigen, ihn wenigstens ganz und rückhaltslos anhören — das muß die Handlungsweise einer so edlen Seele, eines so erleuchteten Geistes wie meiner Hanna sein.

„Du bist so rein; Du kennst das Wesen meiner Schuld nicht. Du willst mich nicht mehr achten und bist vielleicht darin am Ungerechtesten. Und doch kann ich Dir nicht schreiben, worin mein Unrecht besteht; — ich kann es Dir auch nicht sagen und

Dir dabei in die Augen sehen! — Höre: Nächsten Samstag ist ein großes Maskenfest bei Cornows. Die älteste Tochter heirathet und sie soll so gefeiert werden. Vielleicht kann ich Dir unter der Maske, wenn Du mein Erröthen nicht siehst, vertrauen, was ich Dir nie beichten könnte, wenn ich vor Deinem heiligen Antlitze stünde. Komme dorthin. Wenn wir uns unter den Masken finden, so fügt uns Gott zusammen! —“

Hanna Verneuil an Maximilian von Leuchtenthal:

„Sie sind beleidigt, mein Fürst, weil ich einen begreiflichen Stolz an die Stelle einer verachtenswerthen, niedrigen Nachgiebigkeit setze! O Ihr Herren der Schöpfung betrachtet uns nur als in die Welt geführt, Eure Augenweide zu sein, Euren Geist zu zerstreuen, und eine Art Spielzeug während jener zweiten Kindheit abzugeben, in die Euch Eure Leidenschaften, Eure unbezwinglichen Wünsche und die straflose Freiheit, die Ihr Euch für deren Befriedigung vorbehalten habt, versetzen. Die schwere Kunst des Widerstandes, der Bekämpfung seiner Neigungen, die Beherrschung selbst der Natur, die überlasset Ihr dem schwachen Geschlechte und bezeugt uns Eure Verachtung, indem Ihr uns eben und dennoch das schwache Geschlecht nennt.

„Sie kennen das Wesen meiner Schuld nicht!“ Mein Fürst, so schreiben Sie! Welches Wort! Haben Sie mich nicht getäuscht, verlassen, betrogen? Haben Sie nicht meine Jugend, mein Leben, meine Hoffnungen, meine Anrechte auf Glück und Sonne zerstört; haben Sie mir nicht alles Leid angethan, das Sie mir thun konnten, haben Sie mich nicht Ihrer selbst beraubt? O, mein Gott, dieser Mann hat all sein Glück darein gesetzt, das meinige zu trüben, zu zerstören, und ich schreibe ihm noch, schreibe ihm unter der Maske vergangener Vertraulichkeit, schreibe ihm, daß er

mich auf jenem Maskenfeste suchen soll, aber daran verzweifeln möge, jemals wieder zu finden die einstige

Hanna Verneuil.“

XIII.

In den Sälen, auf den Galerien, im Wintergarten und einem zu dem Festzwecke eingefriedeten und überdachten Stückchen Park, das an das Palais des Grafen Cornow stieß, wogte eine bunte Menge. Ueber das herrliche, säulengetragene Treppenhaus flutheten Gestalten aus allen Epochen und aus allen Ländern; es war, als trüge sich die Weltgeschichte auf einmal zu, als seien all ihre Helden gleichzeitig thätig und vertrügen sich auf's Beste mit einander. Perser und Chinesen, Griechen und Römer strahlten im Glanze ihrer malerischen Costüme. Das Mittelalter zeigte sich in Rittern und Prälaten; Maler mit breiten Rembrandthüten, Luther und Götz von Berlichingen, Kaiser und Könige, die mit Päpsten und unter einander gefochten, begrüßten sich freundlich und wandelten Arm in Arm, eine heilige, weil friedliche Liga. Napoleon und Wellington, Friedrich der Große und Washington tranken feurige Weine aus goldenen Pokalen und stießen auf die Freiheit der neuen Zeit an. Und wie die Weltgeschichte nicht so sehr von Cäsar und Marc-Anton, als von den Semiramiden und Cleopatren gemacht wurde, so intriguirte hier auch die Schönheit an allen Orten; Frauenreiz und Mädchenzauber bestimmten Allirte, sich zu verlassen, und Feinde, sich zu verbünden. Was Wien an aristokratischen Schultern, adeligen Nacken und untadligen Armen barg, das trug es heute wie in einer duftigen Blumenausstellung zur Schau. Königinnen der Nacht, die als Königinnen der Schönheit zu jeder Stunde galten, Feen, die stets bezauberten und deren

Lächeln ein Pathengeschenk des Glückes war, schwebten im Tanze dahin; Dornröslein, die in Liebe zu erwecken den Aermsten zum Königssohn gemacht hätte, Meernixen, für die manch reicher Fischerknabe sich willig in die nassen Fluthen gestürzt haben würde, sie schwangen sich im Arme beglückter Ritter und Pilger, Lanzknechte und Falkenjäger dahin; sie neckten und flüsterten, lachten wie Glocken und lockten wie Zauberinnen, und mitten durch schlang sich eine bunte Schaar von Harlekinen und Colombinen, von Pierrots und Pierrettes, von rothen Teufelchen und garstigen Hexen, die bei jeder Bewegung runde, volle, blühende Glieder, herrliche Formen, blendende Zähne und blitzende Augen sehen ließen.

Wer aber beschreibt das Namenlose, die phantastischen Gebilde der Erfindung, der extravaganten Costüme, die sich nicht einer Kategorie, nicht dem Märchen, nicht der Geschichte, nicht den bekannten Tragödien und Komödien an- und einreihen ließen. Verwirrt war das Auge, verworren der Sinn, Erregung und Taumel faßte die ganze bunte Gesellschaft und Einer berauschte sich immer mehr im Ansehen des Andern. Denn längst waren Frauen und Männer der Intriguen müde geworden, deren Fäden leicht aufzufinden sein mußten, da man sich ja fast nur unter Bekannten bewegte: die weißen und rosigen Gesichter, wie die bärtigen Antlitze der Männer hatten längst die Masken abgelegt und strahlten neuen Glanz in das wogende Fest.

Ein hochgewachsener Pilger, im braunen Faltenkleid mit Muschelhut und Kürbisflasche, maskirt, stand einsam unter einer weitschattenden Palme und schien unter all den zerflatternden Gestalten und Gruppen eine Einzige zu suchen. Er lehnte sich auf einen großen, schweren Stab und hie und da verfolgte er mit den Blicken eine der seltsamen Erscheinungen länger als eine andere.

Männer, Frauen und Mädchen neckten ihn mit allerlei Witzworten und Stichelreden. Er aber blieb unbewegt, unerschütterlich an seiner Palme, mußte doch Alles an diesem Wendepunkt an ihm vorbei huschen und tanzen und schweben, nur bezwungen durch des Wohllauts mächtige Gottheit, und am goldenen Zügel des Rhythmus, der Musik.

Da trat ein Paar an ihn heran. Ein stolzer, schlanker Mann in der Kleidung Hamlets, und eine feine, schlanke Frauengestalt, in der Gewandung der Hermione des Wintermärchens.

„Warum so einsam, Romeo?" frug Hamlet. „Du stehst da, als ob sich die ganze Welt um Dich drehte!"

„Fehlgeschossen, Hamlet! In der Erscheinungen Flucht such' ich den ruhigen Pol! — Warum aber Hamlet?"

„Weil ich unglücklich bin, wie er. Warum aber Romeo?"

„Weil meine Julia, die noch lebt, für mich begraben! Und Du Schöne, warum Hermione?"

„Weil mein Gatte ungerecht gegen mich ist."

Romeos Gestalt erzitterte bei dem Klange der weiblichen Stimme, wie der Liebende erbebt, der den Wohllaut des Wortes der Geliebten vernimmt.

„Wie kann man Dich besitzen, und Dich verkennen, wenn schon Dich sehen beglückt, Hermione!" sagte Romeo, erregt auf sie zutretend.

„Leicht muß es sein, denn auch Du verkennst mich, Romeo!"

„Bist Du nicht Julia, Hermione?"

Ein silberhelles Lachen umtönte die Palme.

„Nein, Du bist nicht Julia! Das Weib, das die Ungeduld, den Schmerz des ihr Verbundenen belachen kann, es liebt ihn nicht, oder täuschte sich, als es ihn zu lieben glaubte! Fahr' hin, o Truggestalt, kalt wie ein griechisch Marmorbild!"

„Und doch als solches wandelt hier Dein Glück, Romeo!“

Tanzende und Suchende, ein wildes Gedränge, schoben die Sprechenden mit sich fort.

„Tannhäuser=Romeo, möge Dein Stab grünen!“ rief die Scheidende noch zurück.

Und wieder kam Hamlet am einsamen Pilger vorüber. Diesmal führte er eine andere Griechin; in weißem, antikem Gewande mit blauen und silbernen Säumen, einen Goldreif im aschblonden Haar, als Königstochter, schritt sie gesenkten Hauptes dahin. Arme und Schultern waren bloß, von unsäglicher Schönheit und blendender Weiße; ihre mächtigen Flechten im Nacken zusammengefaßt und als Krone auf ihrem runden, lieblichen Haupte vereinigt. Nur am Halse spielten ein paar flaumige Löckchen.

„Glücklicher Hamlet!“ rief Romeo.

„Trauriger Romeo, der einen Hamlet beneidet,“ war die Antwort.

„Ich beneide Dich um die, die Du führst! Wer ist das Königskind?“

„Ariadne, die Verlassene!“ sagte dieses. Und Romeo erzitterte bis ins Innerste, als er Hanna's Stimme vernahm.

„Ist dies Dein Dionysos, Ariadne?“ frug Romeo.

„Ich bin der, den die Verstoßene verstößt,“ sprach Hamlet ernst.

„Und doch ihr Begleiter!“

Und Hanna sagte sanft: „Hat ein unglücklich Liebender nicht das Recht, seine Leiden auf Stunden gemildert zu sehen. Schuldet man dem nichts, dem man Qualen verursacht, selbst ohne es zu wollen?“

„Bist Du so milde jetzt gestimmt, Ariadne, so laß für kurze Zeit mich Deinen Begleiter sein. Vergönn' es, Hamlet!“ — Dieser entgegnete:

„Ich rang einst mit Laertes im offenen Grabe der Ophelia; doch so etwas Gefährliches ist heut' nicht in mir; steh' ich doch zu lange schon im Grabe meiner Liebe.“ — Markburg ließ Hanna's Arm und legte ihn in den Leuchtenthals. Der Fürst sagte: „Ich will's Euch nie vergessen, Dänenprinz!“

„Willst Du mich hören, Hanna?“ flüsterte Maximilian. — „Deshalb bin ich hier. Mein Herz verlangte nicht nach dem Mummenschanz.“ — Sie nahm bebend seinen Arm.

Sie suchten lange vergeblich nach einem stillen Plätzchen. Endlich entdeckten sie ein Bosquet in dem zum Saal gemachten Park und bargen sich unter einem duftenden Blätterdache vor den Augen der Neugierigen. Die meisten Masken hatten ohnehin diese entlegenere Gegend verlassen, weil soeben eine Fanfare zu dem köstlichen Mahle, welches Graf Cornow seinen Hochzeitsgästen vorsetzte, aufforderte. So waren sie für eine Weile fast allein.

„Hanna! Ich darf Dich wiedersehen. Wir sind wieder allein. Hab' ich diese Stunde verdient? Doch glaube mir, ich habe Dich immer geliebt und nie betrogen! Du wirst Alles begreifen!“

„Ich fürchte, nie, mein Fürst!“

„Du glaubtest mich glücklich und ich war elend. Sieh, so elend in dieser Ehe, daß ich, als ich frei wurde, einen Augenblick — nur einen Augenblick — gedachte, selbst Dir mich nicht wieder zu nähern. Nie hätt' ich geahnt, daß mich ein Weib, mein Weib, so unselig machen könne. Aber sieh, Hanna, ich will lieber unglücklich mit Dir, durch Dich, als selig ohne Dich werden!“

„Einst dacht' ich auch so, nun glaub' ich, giebt's kein Glück mehr für uns beide! Ich hab' mich so lange daran gewöhnt, ohne Sie leben zu müssen, daß ich den Gedanken nicht mehr fassen kann, mit Ihnen zu leben!“

„Doch, Hanna, sprich mich nur erst frei! — Und Markburg, ward er Dir nichts? Sag' mir erst das!"

„Die Eifersucht steht Ihnen wohl an, Fürst. Sie zwei Jahre in Ilka's Armen, und ich soll keinem Mann ins Angesicht schauen dürfen!"

„Sag', was er Dir ward?"

„Sagt' er Dir's, sagt er's Ihnen nicht selbst? Das will ich wohl gestehen: wenn er von Liebe sprach und warb, so gedachte ich wehmüthig Ihrer, Ihrer Liebe, Ihrer Werbung — und hörte nur Sie in ihm!"

„O Hanna!"

Und Maximilian erzählte ihr alles. Die Masken deckten seine Verlegenheit und ihre Scham und Beider Erröthen.

Leuchtenthal berichtete. Mit einem ungewissen Vorgefühl kommenden Unheils war er nach Fernstein in Böhmen gereist. Die Liebe sollte sich eben von der Liebe nicht soweit ins Land hinauswagen, daß einer blühenden Rose in ihrer Hand Zeit zum Verwelken bliebe, sagte ihm Heine in seinem einsamen Coupé. Von der Hochzeit seiner Nichte, von seinen Gesprächen mit seiner Schwester und deren Einwilligung, Hanna zu empfangen, sprach er, von der Jagd und seiner Hülfeleistung bei dem kleinen Reitunfall. Er schilderte seinen Mißmuth, als ihn die jungen Cavaliere zwangen, durch ihren Ueberfall zwangen, ihr Junggesellen-Souper, die Leichenfeier von Anthal, wie sie es nannten, mitzumachen. Wie er seine Unlust nach und nach durch ein paar Glas Wein zu bekämpfen suchte, und wie er sich seit einigen Tagen in einer ihm ungewohnten Erregung befunden hatte. Das Reiten und Jagen, die Luftveränderung, der ewig suchende Gedanke an sie, an Hanna, dann der Champagner, die glühende Luft in jenem Speisesaale, alles hatte zusammengewirkt, um ihn zu einem total anderen

Menschen zu machen. „Ich kann mit Bestimmtheit behaupten,“ fuhr er fort, „daß nicht ich jener Mann war, der den trüben, rauchigen, weindunstigen Saal verließ, den Ilka von Anthal und ihre schwarzäugige Gesellschafterin Ilona, die heißblütige Ungarin, kurz vor mir verlassen hatten. Ich suchte nur Luft, ich wollte in den Park, ins Freie, Athem schöpfen und im Mondlicht Deiner gedenken. Das schwör' ich Dir, Hanna. Mein Diener Andreas hatte meinen kleinen Koffer in mein Zimmer gebracht, das ich gar nie betreten; er öffnete am Abend mir nur einen Moment die Thüre, und durch die halboffene konnte ich ein großes Himmelbett mit grünen Vorhängen sehen.

Ich irrte halb taumelnd, ich gesteh' es, auf dem Corridor umher und tastete vergeblich nach dem Gartenthor, das ich nicht fand. Die Oellampe verlosch eben qualmend, und ich stand im Dunklen. Ich trug wohl ein Feuerzeug bei mir, doch fiel der Behelf mir in diesem Augenblicke nicht ein; ich stieß mit beiden Händen gegen eine Thür, die ganz derjenigen meines Zimmers glich, sie ging auf, und ich sah ein großes Himmelbett mit grünen Vorhängen. Vor demselben brannte ein kleines Wachslicht. Ich ....

Ich bitte Dich, Hanna, nimm die Binde der Liebe um, laß sie Dir meine Fehler verschleiern, sieh nur meine Reue.

Ich that Alles halbtrunken, mechanisch; ich dachte nicht daran Andreas zu rufen, ich sah keine Klingel, ich überlegte und sah überhaupt gar nichts — ein Gang durch den Garten hätte Alles geändert. Ich stieß an etwas an, da ich den Stand der Gegenstände in dem mir völlig fremden Zimmer nicht kannte, das Geräusch schien eine — im Zimmer — doch wie soll ich Dir's sagen, Hanna?

Alles, was jetzt geschah, war das Werk einer Secunde, in

welcher sich eine Reihe von Begebenheiten drängte, die unser aller Unglück wurden.

Ein weißer Arm streckte sich aus dem Alkoven, zwischen den grünen Vorhängen hervor, gegen das Licht hin; eine Stimme rief leise, wie schlaftrunken: „Ilona, bist Du's?" Das Licht fiel um und eine Flamme flackerte empor. „Feuer!" schrie die Stimme entsetzt, und ich eilte herbei. Ich glaube, in uns Beiden beherrschte jetzt der Wunsch, den emporlodernden Brand zu ersticken, jeden anderen; wir sahen uns nicht und nicht das Lächerliche und Gefährliche unserer Lage; ich ergriff einen vor mir liegenden schweren Plaid und erdrückte damit die Lohe. In ein paar Secunden erlosch der letzte Funke und es war völlig finster im Zimmer. Der Schrecken hatte das Mädchen, hatte Ilka — denn ach, sie war es — ganz betäubt. „Ilona, Ilona!" rief sie und schlang ihre Arme um meinen Hals. Das arme Kind, das vielleicht bei jenem verhängnißvollen Mahl sein erstes Glas Champagner geleert, war aus dem ersten Schlafe in so erschreckender Weise geweckt worden; sie glaubte vielleicht, alles sei nur ein Traum und sie umschlinge wirklich Ilona, ihre Freundin. Sie ließ mich nicht mehr los. In einem unbeschreiblichen Zustand sank ich neben ihr nieder. Ich fürchtete — so viel Geistesgegenwart besaß ich noch — die Flamme möchte ihre zarten Glieder verletzt haben, ich fragte; sie flüsterte halb bewußtlos: „Nein, mir ist so wohl!" und gab mich nicht frei. — Ringsum kein Laut. Unser Rufen hatte Niemand gehört, Alles schien zu schlafen, auch der Mond stand hinter einer schwarzen Wolke. — Ich verlor die Besinnung; wie mein Verstand, so umschleierte sich mein Herz. Ich vergaß alles, meine Liebe, meine Pflicht, meine Ehre und die zweier edlen Frauen, Deine und die der Schwester meines Freundes.

Als ich wieder zu mir kam, lag der helle Goldglanz des Mondes auf dem weißen Parquet des Zimmers. Ich erschauderte vor mir. Ilka erwachte und blickte wie eine Irre um sich. Als sie mich ersah, schrie sie leise und furchtsam auf; ich beschwor sie um ihretwillen, Niemanden zu wecken, ich kniete vor ihr nieder, küßte ihr die Hände und bat sie um Verzeihung. Die Unschuldige wußte nicht, was sie aus dem Allen machen sollte. Sie entschlummerte unter Thränen. Ihr Schmerz vergrößerte den meinen. Beim Schein des Vollmondes fand ich Gartenthür und Stall; ich schirrte selbst meinen Wagen an, ein Knecht mußte mir Andreas herbeiholen, und wie Diebe und Mörder verließen wir das unselige Schloß. — Du weißt, Hanna, wie ich nach Wien zurückkam. Ich wagte nicht, Dir zu schreiben — diese Hand — o, ich hätte mich damals tödten mögen. Wie haßte ich den, der Dich verrieth! Erinnere Dich meiner Stimmung im Prater und aller kleinen Vorfälle. Die Zeit verstrich, und ich Elender glaubte schon — die gütige Hand des Geschickes würde wie mit einem Schwamme über die Tafel meines Verbrechens fahren, da sollten alle Qualen der Hölle zugleich auf mich eindringen. An jenem Abend sang Markburgs Sirenenstimme die wildeste, peinigendste Eifersucht in mein Herz; und, o Hanna, denke doch, ob der glühende Schmerz mich nicht entsühnt, während ich litt und Dich doch, in Gedanken, umfaßte, kam jener furchtbare Brief Ilkas, den Du Reine so mißverstandest —: die Nachricht Ilkas, daß sie sich lieber den Tod geben würde, als unser Kind — Hans wurde es genannt, theure Hanna — in Schande zur Welt bringen! — Nun weißt Du Alles! — Aber was ich dann alles durchlebte, das kannst Du Dir, was auch Du gelitten, nicht ausmalen. Tausend Einfälle durchkreuzten mein fieberndes Gehirn: ich wollte den Bruder Ilkas aufsuchen, seiner Schwester mein Vermögen ab=

treten — ich sah ihn abweisen, beleidigen, drohen; was war mir der Reichthum ohne Dich, Hanna; aber das Leben eines Freundes nehmen, weil man die Schwester verletzt hat — das schien mir doch nur ein neuer Schurkenstreich. Und dann, o Geliebte, gedachte ich jenes unschuldigen Wesens, das ich nicht das Recht hatte, wie uns alle in die Reihen der Unglücklichen und Gefallenen zu stellen — ja, ich gestehe es, Hanna, und es ist ja nur eine menschliche Regung, ich hatte Mitleid mit dem Kinde noch mehr als mit der Mutter. Sollte es auch dereinst seine fürchterlich anklagende Stimme gegen den Strafbaren erheben, würde nicht sein Urtheil die hochschwebende Wagschale tief, tief nach unten gesenkt haben? Dann sah ich wieder die arme Ilka, ein neues Gretchen, eine andere Ophelia, ihr todtes Kind auf der Streu des Gefängnisses wiegend, ich sah sie als Leiche aus dem Teiche des Anthal'schen Parkes gezogen — o Hanna, ich sah auch Dich, mit all Deinen Thränen, Deinem Jammer, Deinen Anklagen, ich hörte Deine Verwünschungen und Deine Flüche — war mein Loos beneidenswerth?

Welche Kämpfe! Und ich glaube, Du mußt doch sagen, ich konnte nur dem Rufe der Ehre folgen, und auch Du würdest nach dem Standbilde der Pflicht hingewiesen haben. — Wie sollte ich Dir das Alles gestehen? — Deine Liebe hätte mir damals verziehen; konnte ich aber den Ruf, die Ehre meines — zukünftigen Weibes preisgeben, mein Kind, noch ungeboren, schon beschimpfen? — — von Anthal beglückwünschte sich und seinen klugen Streich, mich auf's Schloß geladen und die Damen gerufen zu haben — er führte mich zu seiner Schwester; man ließ uns allein, ich kniete vor Ilka nieder und bat sie um Verzeihung und um ihre Hand. Die Dankbarkeit zwang sie vor mir auf die Knie, sie weinte — und ach, wie viel hat sie geweint! Mit verhaltener

Wuth trat ich zum Altar — Dich erhoffte ich dort von Gott zu empfangen — und Ilka, die mir nichts war, nichts sein und nichts werden konnte, mußte ich hinnehmen! — Unsere Ehe blieb ein langes Unglück. Ich habe sie Dir in jenem ersten Briefe geschildert, als ich Dir der beiden Aermsten Ende und meine Freiheit anzeigte. Sie hat mich geliebt, sie hat mir es erst eine Secunde vor ihrem Tode gesagt; beweinen wir sie! Theure!" — Der Fürst schwieg.

„Arme Ilka! Arme Ilka!" schluchzte Hanna. Mehr konnte sie nicht sagen.

Maximilian fuhr fort: „Die Aerzte hatten sie aufgegeben. Ihr Herz, ihre Lunge war versehrt. Sie hätte sterben müssen! Ich werde Dich zu ihrem Mausoleum führen. Es steht am Meeresstrand von Salins. Ottilie und ihr Knabe: ein italienischer Meister hat es nach Kaulbachs Bild gemeißelt!"

„Arme, arme Ilka!" flüsterte Hanna. „Du hättest sie Dir erzogen, sie war Deiner würdig, in dem Moment, als sie Dir ihre Liebe erklärte! Welche Seelengröße! Sie verbarg Dir ihre Dankbarkeit und Zuneigung, weil sie wußte, daß Du eine Andere liebtest. — Ich haßte sie und hätte sie verehren, um Verzeihung bitten sollen, denn ohne mich würde sie sich das Herz ihres Gatten erobert haben. Nicht ich bin ihr, sie ist mein Opfer! Welcher Unterschied zwischen uns Beiden: ich habe sie angeklagt — und sie ist gestorben — um mir ihre Stelle einzuräumen! Sie mußte mich verwünschen, nicht ich sie. O, daß doch ihr Knabe noch lebte, daß alle Liebe auf ihn niederträufeln, daß sein Leben so glücklich gemacht werden könnte, als wir Drei elend und kummervoll gewesen —"

„Wohl kummervoll und elend, denn während Du mich glücklich wähntest, während ich Ilka umfing, sah ich Dich in den Armen

Markburgs — Eifersucht mischte sich zu meiner stillen Wuth und brachte mich der Verzweiflung nahe —! Und nun stehst Du vor mir in Deiner ganzen Reine, unantastbar, treu und tadellos, anbetungswürdig und mit dem vollen Rechte, zu tadeln, zu strafen, mich so unglücklich zu lassen, wie ich es mehr als zwei Jahre lang war."

Hanna nahm die Maske von ihrem bleichen, thränenüberströmten Antlitz und trocknete ihre Augen mit einem duftigen Spitzentuche.

„O daß auch Sie, mein Fürst, die Maske früher hätten fallen lassen! Welche Schmerzen wären uns erspart geblieben. Ich hätte Alles verstanden, Alles verziehen, ich hätte mich durch das Gefühl, edel und recht gehandelt zu haben, getröstet. Ich wäre Ilkas Freundin und Schwester geworden und wie lieb würde ich den kleinen Hans gehabt haben!"

„Edle, süße Hanna!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Musik erbrauste wieder, aus dem Speisesaal drängte sich die bunte Fluth der Menge. Wie zwei Möven, die sich zur Zeit der Ebbe im heißen Sande getrocknet und vor der rückkehrenden Brandung aufwärts fliegen, so Max und Hanna.

Hamlet und Hermione, Romeo und Ariadne, sich suchend, sich mit den Augen nach den Erlebnissen des Herzens befragend, wandelten, bewundert von den tausend wechselnden Gestalten, nur mit sich und den eigenen Geschicken beschäftigt, durch die lachende Nachahmung einer tollen und traurigen Welt.

Hanna Fürstin von Leuchtenthal an Lida von Czedlicz.

(Salins am Mittelmeer.)

„Ich freue mich kindisch, liebste Lida, daß Du Dich anschickst, Dein Versprechen zu halten, uns auf Villa Ilka mit Deinen süßen Kindern zu besuchen. Unser kleiner Hans sehnt sich sehr nach Gespielen. Die Villa, die Max während unserer langen Reise hier für mich errichten ließ, ist feenhaft. In einem vogelumsungenen Pinienhain mit kugelförmigen Wipfeln steht das Grabmal der armen guten Todten. Max und ich haben alle Plätze, Städte, Inseln besucht, welche Ilka mit ihm gesehen; er erzählte mir jedes Wort, das sie gesprochen, jedes Begebniß, das sie erlebten. Wie an einen fernen, halbvergessenen Traum denke ich an die Zeit meiner Prüfung zurück.

„Wie war ich ungerecht, ihn so lange hinzuhalten, zu quälen, ihm meine Thüre zu schließen, die Annahme seiner Briefe zu verweigern! Warum hat er mir nicht gleich Alles gestanden? Ach, er giebt ja Gründe an, so gute Gründe; konnte er, durfte er denn —? Du hast Dich nicht gewundert, liebste Lida, daß ich verziehen! — Es war ein Sichvergessen — ach, die Männer erlauben sich solches Sichvergessen und verzeihen uns es nicht! Sie behalten sich die Möglichkeit vor, vom Instincte, von einem Augenblicke der Erregtheit hingerissen zu werden, und bestrafen es schwer, wenn wir also unterlagen. Es ist ein so großes Geheimniß um ihr Herz gebreitet, daß es oft unenträthselbar ist, ob sie aus jenem Instincte, oder aus Liebe handeln. Die Ursachen sind oft so ähnlich, daß sich auch die Wirkungen gleichen. Die Männer trennen etwas in sich, was bei uns nur geeint bestehen soll. Und so gestehen sie unseren Kräften und Empfindungen eine unendliche Ueberlegenheit über die ihrigen zu, während sie uns zu-

gleich in einer schrecklichen Ungewißheit darüber lassen, was sie eigentlich am Meisten an uns anzieht.

„Ach, mein Max war kein Verbrecher, kein Ungetreuer; nicht falsch und berechnet — er war nur ein Irrender, den tausend Umstände, gleichwie sein Opfer — auf die Bahn des Irrthums zwangen. — Ach, Alles ist vergeben, vergessen, und von mir hat er kein Irren zu fürchten. Gab es denn einen Augenblick in meinem Leben, da ich den Gatten Ilka's nicht liebte?

„Ich bin wieder schöner als je, Lida! Die Meerfluth hat alle Thränenspuren weggespült und Max sieht aus wie der Meergott selber. — Er nennt mich seinen guten Genius, er arbeitet und ist glückselig. Er denkt nicht an Wien, und es ist ihm so gleichgiltig, ob die Gesellschaft Hanna empfangen wird, als mir und dem kleinen Hans im Meersande da. Heute hat uns unser guter alter Fischer Martin in seinem braven Segelboote von La Plage, bei Hyères, nach den Inseln hinüber gefahren. Während einer leichten Landbrise hißte er Grand' Voile, Tente und Fog auf und alsbald schwammen wir im Meeresbecken. Von allen Seiten umstanden uns Berge in graublauen Tinten, der Himmel war leise blau, von Wolkenstreifchen und -Schäfchen durchweht und durchwandelt. Das Meer erschien wie marmorirt und satinirt, große smaragdene Straßen blies der Wind auf ihm dahin und dorthin. Die Küsten schienen noch leicht verschleiert, und unter der erst schwach durchleuchtenden Sonne dämmerte alles in einem kühlen, matten Morgenlicht.

„Die Brise, welche über die Schneehäupter hinter uns gestrichen, hatte sich nicht erwärmt, indem sie die zarten, kalten Wangen jener schönen Bergjungfrauen gestreichelt; Max hüllte mich in alle Decken ein und war Martin behilflich. Rauch stieg aus den Bergschluchten, Kriegsschiffe zogen vorbei, immer neue

Berge tauchten auf, wir glaubten Toulon zur Rechten erspähen zu können. Die Felsen, früh morgens schwarz, weil die Sonne hinter ihnen stand, hellten sich auf, und wir landeten unter den Forts von Porquerolles, das wie ein kleines Capri im Golfe aufstrebte. Die französischen Soldaten betrachteten uns neugierig; wir hatten einen Imbiß mitgebracht und vertheilten die Reste unter eine bescheidene, halbnackte Kinderschaar. Sie standen mit den Füßen im seichten Wasser, Kiesel und Sand glänzten wie Silber und Gold und man konnte die Fische, welche die Beinchen der Mädchen umspielten, fast mit den Händen greifen. In einem Fichten- und Pinienwald rasteten wir eine Stunde. Im Café du Progrès am Gestade ging es zu wie auf einem Bilde von Ostade oder Teniers. Bei der Rückfahrt schwamm Alles in Licht gebadet hinter uns, über das tiefblaue, höher gehende Meer sahen Salins, Hyères, der Pinienwald von La Plage und die Villa Ilka glühend und funkelnd herüber. Spät am Abend ward die Seefläche silberweiß, dann blaßgrün und türkisblau, und hinter uns kam groß, still, blutroth der Vollmond aus Purpursäumen des Horizonts herauf. Er malte einen breiten Lichtweg auf's Meer und diesen schwebte unser Segelboot zur Bucht dahin. Hänschen wurde uns an's Ufer entgegen getragen und schrie: Mutter!

„So vergehen meine Tage. Komm und theile sie mit uns. Wir haben so viel Glück, daß wir es mit vollen Händen vertheilen möchten.

„Es freut mich, daß auch Markburg glücklich verheirathet ist; und daß Dein trauter Epheustock wieder in vollen Ranken grünt!

„Kaum mehr weiß ich von den Tagen der Trauer und jenen des falschen Stolzes, da eine eitle Eigenliebe das weinende Herz so schlecht getröstet hat.

„Was Du mir von Deinem Manne schreibst, ist ja so sehr geeignet, den Kreis meines Glückes zu runden. Er mußte doch endlich einsehen, welchen Schatz er an Dir hat.

„O, wie schön ist die Welt! Daß wir auf und neben Gräbern wandeln, bewahrt uns vor Ueberhebung und Uebermuth; wir schmücken sie mit Rosen und Lorbeern, und Orangenbäume streuen im Abendwinde Blüthen und Früchte zugleich zu Füßen des mondbeschienenen Marmorbildes, das ein schlummerndes Knäblein an den schmerzbefreiten, luftgekühlten Busen drückt!"

Der neue Actäon.

(1881.)

Um Gottes Willen, die Thür!" „For heaven's sake! The door!"

Ein verwirrtes Stammeln — und ein männliches Menschenkind, dem der glänzende Cylinderhut vor Schreck in das duftende Frühlingsgras gefallen war, warf zitternd eine eichene Gartenthür ins Schloß, bückte sich, hob seinen Hut auf, streichelte ihn wie traumverloren glatt, setzte ihn auf seine dichten, wohlgepflegten, nußbraunen Haare und blieb wie angewurzelt auf der verhängnißvollen Stelle stehen.

Es war in einem entlegenen Theile von Richmond Park. Drunten im Thale rollte die Themse in silbernen Schlangenwindungen, schmale harzgelbe Boote mit nervigen Männern hinab- und hinauftragend; oben lag ganz in eine strahlenspinnende Maiensonne gehüllt das vielthürmige und vielzinnige Star- und Garter-hôtel, das Stelldichein der sportliebenden, ruderlustigen englischen Jugend. Wie eine Stelle aus Tennyson's Königsidyllen erschien dieses Schloß, und unter ihm die Kastanienbäume, Ulmen und Buchen hinab zum Flusse ziehend, mit jenem Saftgrün prangend,

welches nur das meerumgebene Britannien sein eigen nennen darf. Paläste und Villen lugten aus den Baumgruppen hervor oder umstanden die Flußufer; zierliche Häuschen mit rother Ziegelbekleidung stachen malerisch am Ende einer lichtgrünen Sammtwiese, die bis ins Himmelsblau hinaufzusteigen schien, vom Horizont ab, und an der fünfbogigen Brücke, dicht bei den Ruderhäusern, war ein lebendiges Treiben. Boote gingen und kamen mit lustiger, lachender Menschenfracht, denn der Tag, an dem die alljährliche Fehde zwischen Oxford und Cambridge ausgefochten werden sollte, war nahe und Jung und Alt übte sich in Kielbooten, Grönländern, Outriggers, um die beiden „Crews" kunstgerecht umschweifen, umrudern, um ihnen vorauseilen oder folgen zu können.

Auch James Harley hatte sich an jenem Sonntag aufgemacht, als noch ein düsterer Nebel über der geräuschlosen Seitenstraße Ely Place, in der er wohnte, all' die grünen Nachbarjalousien verhing und man die Dächer der Häuser nicht aus der grauen Decke ragen sah, in welche sie sich der kühlen Nachtluft wegen gehüllt; auch James Harley hatte sich aufgemacht, Holborn Hill erklettert und war durch Fetter Lane nach dem Strand gegangen. Nur einige Ale- und Whiskyhäuser standen offen und ein Paar übernächtige Gestalten saßen auf den Bänken zu beiden Seiten der in glänzendem Zink erstrahlenden „Bars"; die Lichter glühten wie Monde am tiefen Himmel in dem Nebelduft, die Straßen waren menschenleer und nur ein Paar Riesenomnibusse jagten citywärts oder kamen cityher. Der Mann hinten auf dem Trittbrett lauerte auf die Einsteigenden, winkte mit dem Finger, sein geröthetes Gesicht schien eine ewige Frage: „Kommen Sie mit? Oder nicht?" und auch diese Visionen verschwanden spurlos im Grau des Morgenduftes. Ueber die Waterloobrücke, rechts die Westminsterabtei. Wie eine glänzende Reihe von Königen und

Kaisern, von mittelalterlichen Rittern und Fürsten, liegt das riesige Gebäude mit seinen tausend Fenstern, Thürmchen, Zinnen, märchenhaft im Nordwesten; die schmutzigen, graugelben Wellen ziehen an dieser von der Phantasie geschaffenen Versammlung wie Truppen, über welche Revue gehalten wird, vorüber.

Ein kleiner Brückenzoll wird entrichtet, dann immer gerade aus und James Harley löste sein Billet nach Richmond in Waterloo-Station. Ueber Cityhäuser und ganze Arbeiterstädte donnert der Zug hinweg; prangendes, lachendes Gefild taucht auf; Putney, Barnes, Kew, zerstreute Perlen in einer Schale von Smaragden, rollen her und fliehen vorüber. — Richmond, das schönste Juwel an der Themse, wird erreicht. Wenige Schritte von der „Station" ist die Stadt gelegen; ein großer „Common", eine Wiese mit durchführenden Sandwegen, empfängt alsbald den Eintretenden. Die Sonne hat hier schon alle Feuchtigkeit aufgesogen und behaglich streckte sich James ins Gras. Neben ihm weiden ein Paar feiste Hämmel und springen einige wohlgelaunte Ziegen umher; sie sind so zahm, daß sie seine Taschen nach Brot oder Zucker beschnuppern. Einige Londoner Stammgäste von Richmond Common haben diese Ritter vom Vließe verwöhnt!

James streckt sich behaglich ins hohe Grün und zieht ein Buch aus der Tasche. James ist ein wunderschöner armer Teufel von einem Aquarellmaler. Die Kunst, mit Wasserfarben den Eindruck eines Oelgemäldes hervorzuzaubern, wird in England am meisten versucht, gesucht und geschätzt. Die „Aquarelle" nehmen in den „Salons" von Piccadilly und Old-Bond-Street ganze Gruppen von Zimmern ein und wer den Vogel abschießt, ist ein gemachter Mann. Man wiegt seine Gemälde, den Rahmen inbegriffen, mit Sovereigns auf und die „Times", die „Saturday-

Review", der „Daily Telegraph", die „Pall-Mall Gazette" verkünden, daß „Mr. Such and Such" unsterblich ist!

James hatte den Vogel noch nicht abgeschossen, war noch kein gemachter Mann und daher noch nicht unsterblich. Aufrichtig gestanden, lag ihm gerade an dem Letzteren am Wenigsten. Er liebte seine Kunst und suchte in ihr das Idealste zu leisten. Ein paar Bilder hatten ihm ein paar hundert Pfund Sterling eingetragen — aber das Leben ist so theuer, die Welt so schön, die Isle of Wight, Brighton, Hastings, Dorking, Scarborough so nahe und ein englischer Maler muß sein Auge in Natur und nichts als Natur tauchen, um das Kunstschöne, das Ideal, hervorzubringen. Wo stellt sich Ferne, Mittel- und Vordergrund so perspektivisch abgeschieden und doch ineinanderfließend zusammen, als in dem seefeuchten, meerluftumflossenen England? Wo ist das Grün so grün, so sammeten, so seiden, so üppig? Und ach, wo sind die schönen Frauen so schön, wie in Großbritannien, Schottland und Irland? Welcher Teint, welche Zähne, welche Augen voll Himmel, welches Haar voll Duft und Wellen! Und war es nicht Heine, der von ihren lieben, langen, lasterhaften Beinen sprach? Und gerade jetzt hatte James Harley im „Lyceum", als Mr. Fechter den „Hamlet" so dämonisch-bestrickend gab, daß Niemand ein Auge von ihm abwenden konnte, ein Auge darauf verwendet, eine geradezu bestrickend-dämonische Schönheit zu entdecken. Wer je eine Kreidezeichnung von Frank Miles, einen jener gemmenhaften Keep-Sakeköpfe gesehen hat, der kennt die Schönheit, der James seit jenem Hamlet-Abend mit Körper und Seele angehörte. Goldblondes, gewelltes Haar, eine Stirne wie Diana, ein Paar dunkle Brauen, wie Dianas Bogen, ein Näschen wie Dianas Pfeil, den Mund schwungvoll geschwungen wie eine Doppelzeile Swinburne's, ein Kinn wie eine halbreife Pfirsich, welche

Miß Lucy mit ihren Fingerchen ein klein wenig eingedrückt hätte; aber was sind das für unsäglich nichtssagende Worte gegen die Leben und Gluth ausathmende Wirklichkeit Miß Lucy Burdetts? — Aus ihren nußbraunen Augen schoß ein nimmermüder Strom von Licht, Geist, Laune, Sarkasmus, Quälerei und Sanftheit. Aus ihrem Munde hauchten Myrten ihren Duft und schäkernde, süße, spitze, verwundende und heilende Worte kamen aus dieser Perlen- und Rosenpforte. Ihre Hand war ein Gedicht und ihre Gestalt ein Gesang.

England ist ein Band solcher Lieder und Gesänge und James Harley war in dieser heimischen Literatur nicht unbelesen. Aber es schien ihm, als müsse er das Lied auswendig lernen und in alle Lüfte singen und wieder tief in seinen Busen verschließen!

Miß Lucy Burdett saß in einer Loge und barg hinter sich eine niedliche Mädchengestalt, eine Art Zofe. Noch etwas Anderes, Dickeres, Unschöneres aber bewegte sich im völligen Dunkel der Beignoire; es schien ihm das mächtige Schulterpaar eines lieben Verwandten, der umfangreiche Körper eines grausamen — Onkels zu sein.

Aber dieser Gedanke erschien ihm so absurd, eine Ideenassociation zwischen John Noddlechin und jener ihm noch unbekannten Miß Lucy Burdett so unmöglich, daß er während der Todtengräberscene — in ein lautes Gelächter ausbrach. —

Diese Heiterkeit störte glücklicherweise Niemand, sie glich auch mehr dem Singen der Kinder, die sich fürchten; doch mußte es so melodisch und glockenhell und rein geklungen haben, daß sich Miß Lucy einen Augenblick nach dem Lachenden umsah und also kam es, daß ihre Blicke sich trafen. Spät in der Tragödie zwar aber noch früh genug, um James Herz mit einer komödienhaften Heiterkeit zu füllen, Miß Lucy erröthen und ihre Aufmerksamkeit

von dem Todtenschädel, Mr. Fechter und dem Massenmord des Schlusses abspenstig zu machen. — Nur die arme Ophelia füllte Lucy's nußbraune Augen noch mit so zauberischem Glanze, daß James seine volle Unsterblichkeit in spe darum gegeben haben würde, wenn sein Pinsel diesen Glanz nur einmal hätte nachbilden dürfen und können, das heißt, wenn das Vorbild ihm dazu hätte sitzen wollen.

Der Vorhang war gefallen und fünf- oder sechsmal wieder aufgegangen; man war nach dem Ausgang geeilt und James hatte sich auf eine alte, zu Hause auf dem Tische liegende Familienbibel im Geiste geschworen, der feenhaften Unbekannten einige Worte zuzuflüstern, wenigstens ihr zu folgen. Aber das Gedränge war unbeschreiblich, die Ausgänge des Parquets und der Logen trafen nicht zusammen; um ihr weißes, weitgeöffnetes Kleid hatte Miß Lucy eine dunkle Sortie de bal geschlagen und war also nicht leicht zu erkennen. — Kurz, James erinnerte sich nicht, fünf gleich peinliche Minuten seines achtundzwanzigjährigen Daseins erlebt zu haben. Man drängte ihn hinaus und da sah er vor dem Peristyl des Lyceums eine elegante Equipage halten. Von der anderen Seite hatte ein Diener einen Mann und die Zofe bereits hineinbefördert. Von seinem Standort aus sah er das Profil Miß Lucy's sich auf dem glänzenden schwarzen Lacke der Equipage wie aus einem Rahmen abheben. Sie sagte dem Kutscher ein paar Worte und stieg von der Seite des Ausganges ein. Ganz leicht hob sich ihr Kleid, das Füßchen eines Aschenbrödels, das Strümpfchen einer Balletfee wurde für eine Secunde sichtbar — und die Portière klappte zu. Es hemmte aber eine Menge von Wagen den Weg; Miß Lucy's Carosse mußte verharren, die zwei braunen Vollbluthengste bäumten sich. Lucy's weiße Hand lag auf dem Rand des geöffneten Fensters, eine Hand, von den mächtigen Gas-

candelabern beschienen, weiß wie Jasmin, duftend wie dieser. Den Ringfinger umschloß ein — Trauring!

James hätte sich in ein Cab, ein Hansom, in irgend ein Gefährt stürzen und der Equipage folgen sollen. Dieser Gedanke kam ihm erst, wie aller esprit d'escalier, am folgenden Tage. Jetzt, halb von Nachdrängenden geschoben, halb von der stillen, ruhenden weißen Hand gezogen, stürzte er sich auf dieselbe und drückte einen versengenden Kuß darauf.

Ein Donnern unter der Einfahrt; ein anderer Wagen rollt heran, und James, halb berauscht, halb in einer anderen Welt wird fortgedrängt. Er erinnert sich nicht ganz genau, der Equipage eine halbe Stunde in gestrecktem Galopp nachgelaufen zu sein. Es will ihm so scheinen; aber er weiß es nicht ganz gewiß. Er weiß nur, daß das Theater um zwölf Uhr beendet war und er um zwei Uhr, todtmüde, schweiß- und staubbedeckt in Ely Place, jenem kleinen, weltstillen Square in Holborn, ankam, daß er zwölf Stunden schlief und — heute noch jene Fee vom Lyceum sucht und — nicht findet!

* * *

James Harley fand sich nicht nur, was die lieben, langen lasterhaften Beine betrifft, in völliger Uebereinstimmung mit Heinrich Heine! Er war ebenso arm, ebenso genial angelegt, ebenso fremd allem realen Citywesen in London, wie Harry in Hamburg, und hatte einen reichen Onkel, dem seine Malerideale gerade so fern lagen, als dem fürtrefflichen Herrn Banquier Salomon Heine alle dichterischen Velleitäten des Sängers des Buches der Lieder. Und nun drohte gar, wenn auch nicht eine gleichgiltige und sorglose Cousine, doch eine gewiß viel schönere Unbekannte den armen James eine Melodie anstimmen zu lassen, eine Melodie in Farben, die ganz wie das Heine'sche Lied ausklang:

„Sie haben mich gequälet,
Geärgert blau und blaß,
Die Einen mit ihrer Liebe,
Die Andern mit ihrem Haß.

Sie haben das Brot mir vergiftet,
Sie gossen mir Gift ins Glas,
Die Einen mit ihrer Liebe,
Die Andern mit ihrem Haß.

Doch die mich am meisten gequälet,
Geärgert und betrübt,
Die hat mich nie gehasset,
Die hat mich nie geliebt!“

Mr. John Noddlechin war Inhaber eines Welt-Baumwollen-geschäftes in New-Gate Street und hätte gerne seinen Neffen James, den einzigen Sohn einer geliebten, verstorbenen einzigen Schwester, zum Vertrauensmanne und Nachfolger, natürlich auch zum lachenden Erben herangebildet; aber es gibt so verschrobene Köpfe in der heutigen englischen Jugend, daß sie lieber ihr ganzes Leben lang armselige Aquarellisten, als auf Lotterbetten gewiegte Baumwollenkönige werden wollen! Sonderbar!

Uebrigens dachte der ungerathene Neffe jetzt an ganz andere Dinge, als an seinen Onkel. Es ging ihm die Idee zu einem Bilde im Kopfe herum, von dem er sich versprach, daß es einen Ehrenplatz im nächsten „Salon“ erhalten, mit dem ersten Preis gekrönt, das Stadtgespräch von London werden und endlich, von einem reichen Amerikaner für eine fabelhafte Summe angekauft, auch in New-York Aufsehen erregen solle. Er hatte sich nach Richmond begeben, um daselbst einen lauschigen Baumschlag aufzufinden und zu skizziren, in dem er die herrlichen Leiber der jungfräulichen Diana und ihrer Nymphen, über einen kleinen See gebeugt, halb verbergen, halb zeigen wollte. Und zwar schien

ihm der Augenblick ein sehr günstiger, in dem die keusche Schwester Apollo's, von dem einfältigen Jagdliebhaber Actäon überrascht — von Actäon, der ihren Dienst verachtete und sich für einen größeren Jäger hielt, als Selene — ihm das krystallhelle Waldwasser ins Antlitz spritzt und ihm zuruft:

„Geh', und nun rühme Dich, Diana in ihrer Herrlichkeit gesehen zu haben!"

Ueber die Art und Weise, wie er dann Actäon in einen gehörnten Hirsch verwandeln und von seiner eigenen Meute zerreißen lassen wollte, war sich James noch nicht klar. Er zog sein Skizzenbuch heraus, bedauerte im Geiste, daß seine Kunst nicht so, wie die des Dichters, auch das Nacheinander, ohne gegen ihre Gesetze zu verstoßen, darstellen könne, und war nach einer Viertelstunde nicht wenig erstaunt, statt des einstweilen erdachten, nicht copirten, idealen Baumschlages folgende Verse auf dem grauen, körnigen Papier vorzufinden:

An die Einzige.

Strahlend hast Du in der Loge,
Kerzenscheinbestrahlt, gesessen,
Ueber Deinem Anblick hab' ich
Ganz des Stückes Gang vergessen.

Und Du hast so sanft gelächelt,
Lächeltest dann so vermessen,
Träumend saß ich auf dem Sitze —
Und dann rast' ich wie besessen!

Einige haben sich erstochen,
Hohe Herrn mit gold'nen Tressen;
Aber ich war nur auf Deinen
Kühnen Blickesblitz versessen.

Manche hehre Schönheit eilte
Hungrig dann zum Abendessen;

Alles hätt' ich d'rum gegeben,
Dich an's kranke Herz zu pressen!

Leicht zum Wagen schwebend, zeigtest
Deinen Schwanenarm Du, dessen
Weiße jeden Schwan verdunkelt,
Und ich staunte unterdessen!

Bis Du endlich in dem Wagen,
Seideneingehüllt, gesessen,
Und noch auf dem Wagenfenster
Deine süße Hand vergessen!

James schien mit diesen Strophen noch nicht ganz zufrieden zu sein; er glaubte an die Unsterblichkeit seiner lyrischen Ergüsse und an die Nothwendigkeit, einen etwaigen Leser dieses Glaubens recht eindringlich zu versichern; und dann hatte er noch einen ganz hübschen Reim, den er verwenden zu müssen für sein Recht und seine Pflicht hielt.

Mit glücklichem Wurfe schleuderte er dann noch die vernichtende Anklage an „die Einzige“ und ein wenig Selbstlob hin:

Deinen Blick, kokettes Mädchen,
Macht der nächste Blick vergessen;
Aber ich, ich singe Lieder,
Die die Ewigkeit durchmessen!

Damit klappte er das Buch zu und schritt über Richmond-Green, durchs Dorf zwischen Villen und Parkthüren immer aufwärts, am „Star- und Garter-Hôtel“ vorbei und trat dann durch ein prächtiges Eisengitter zu dessen linker Hand in den endlosen Richmond-Park.

Haben Sie schon einmal einen Teller, eine Vase, eine Schale aus der „Wedgwood-“ oder einer anderen englischen Fabrik gesehen?

Der Grund ist ganz blau wie der Maihimmel; einige braune blattlose Aeste laufen, scharf contourirt, darüber und an diesen

brechen Knospen und Blüthen vom zartesten Rosa hervor. So war nun Richmond-Park. Dann wieder ein Wald von herrlichen hohen Kastanien, Eichen, Ulmen; der weiche, duftende Boden mit Farren, Ginster und allen Frühlingsblumen bedeckt; Rudel Hirsche und Rehe galoppirten vor dem Nahenden dahin und dorthin; jetzt hatte sich eine solche Schaar um zwei kämpfende Zwölfender gesammelt und verharrte mit Ruhe, aber gespitzten Oehrlein und funkelnden Augen, bis der Sieg sich auf die eine oder andere Seite neige. Die Geweihe klapperten und knarrten aneinander, die Sehnen der Thiere dehnten sich, bis sie zu reißen schienen; die Feinde nahmen die malerischesten Stellungen ein — doch jetzt erschien plötzlich ein Hüter zu Pferd, ließ ein paarmal seine lange Peitsche sausen und knallen, und ehe noch der Knall aus Ohr des Rudels gelangt sein konnte, stob Freund und Feind pfeilschnell um die nächste Baumgruppe und war wie eine Vision verschwunden. In den Kronen sang's und klang's; die ganze Luft schien zu leben und ein fröhliches Concert zu sein. Fittigschlag zu Häupten, zu Füßen in den Farrenwedeln; überall ein Werben und Antragstellen von Finken, Nachtigallen, Meisen, Drosseln.

Kleine Häslein huschten durch das Gestrüpp, Eichhörnchen ließen sich furchtlos vom höchsten Ast zu des Wanderers Füßen fallen und ein würziger Hauch vollen daseinsfreudigen Lebens kam von Blatt zu Blatt, von Luftwelle zu Luftwelle, von Apfelbaum zu Pfirsichbaum.

Durch diese zauberische Landschaft, über welcher eine unsichtbare Circe zu walten und zu weben schien, schritt James leichten Sinnes dahin; denn die Circe der Natur verwandelt nicht wie die homerische in jene unreinlichen Geschöpfe, sondern sie macht aus ihren Menschen und Gästen höhere, gottähnliche Wesen. James war aber ein echter Künstler und so konnte er nicht lange

wohlgelaunt und wunschlos glücklich bleiben. Jene unsägliche Unzufriedenheit, welche die Mutter aller Thaten ist, bemächtigte sich seiner alsbald; ein Schaffensdrang überkam ihn, der durch den kleinen Erguß, mit welchem er den Lyrikern seines Landes heute schon ins Handwerk gepfuscht, nicht gestillt worden sein konnte. Ein „Stile“, ein leicht zu öffnendes Thor, aus ein paar Baumstämmen gezimmert, hemmte seine Schritte; er stieß es mit dem Fuße auf und sah unter sich, nahe am Themsestrand, eine kleine Villa aus rothen Ziegeln, mit weißen Querbändern, ganz in Rosengebüschen versteckt liegen. Geisblatt, Clematiden, wilder Wein rankte sich überall um sie auf und das schiefergedeckte, schräg abfallende Dach glänzte wie ein Flußspiegel in der Sonne. Eine silberklare Quelle führte über künstliche Felsen, durch Grotten und Gebüsch nach einem kleinen Korkhäuschen, unter dessen schlankem Aufbau sie sich zu verlieren schien. Hinter diesem rauschten ein paar uralte Kastanienbäume im Morgenwind; ihre rothen und weißen Kegel standen aufrecht im hellgrünen Laub. Das zweite Flußufer mit anderen Baumgruppen und Lustschlößchen stellte sich als Hintergrund höchst malerisch auf. James hatte seine Scenerie zur „überraschten Diana“ gefunden. Er folgte der Quelle, kam an die Thür des Korkhäuschens, eines winzigen, rindenbeschlagenen Kiosk's, und mechanisch, ohne Ueberlegung, ohne anzuklopfen, stieß er die Thür auf.

Der Anblick, der ihm hier zu Theil wurde, machte ihm klar, daß er sich auf „private ground“ befände!

„Um's Himmels willen! Die Thür!“ rief ihm eine zitternde, erschreckte Stimme zu. „For heaven's sake! The door!“

So schwirrt klagend ein Vöglein auf, das in seinem Gesträuch von einer Schlange überrascht wird.

James hatte ein dem Bade entstiegenes Weib gesehen, um=

flossen von einem Goldstrom feuchten Haares, in das es sich, das Gesicht abwendend, von oben bis unten einhüllen konnte; er hatte einen schneeweißen, von Wasserperlen überrieselten Körper gesehen, schön wie der einer dem Archipelagus entsteigenden Venus Cythereia; mit der Geberde der erzürnten Diana hatte die Schönste sich abgewendet, und weil James Harley nach seinem Haupte griff, um zu fühlen, ob ihm schon der Schmuck des Actäon aus der Stirne wachse, war ihm der neumodische Cylinder ins Gras gefallen, und den strich er nun, wie ein verschämter Candidat vor seinen Wählern, wie ein Neuling im Reden, der eine Tribüne besteigt und nichts mit sich und seinen Armen und Händen anzufangen weiß, sorgsam und einfältiglich glatt.

Dann aber trat er eilig einen etwas ungeordneten Rückzug an.

II.

Miß Lucy Burdett war noch Miß Lucy Burdett, obwohl sie schon lange den Namen Mrs. Coutry trug. Und das kam so. Das Kind reicher Eltern, hatte sie eine sehr sorgfältige, fast classische Bildung und Erziehung erhalten. Lange Zeit — ein bis zwei Jahre — war sie die Königin aller fashionablen Feste und Bälle in London, bei Seebädern, auf Landsitzen; eine Unzahl Freier oder Courmacher lagen zu ihren winzigen Füßchen — man sieht, sie war eben eine Ausnahme in Allem im freien, alten England. Aber da sie die Wahl hatte, war sie wählerisch und sie wählte so lange, bis an einem schönen Krisistage der ehrenwerthe, behäbige Herr Burdett seinen letzten Penny verlor. Die Freier zerstoben in alle Winde; nur ein hübscher, kräftiger, hochgewachsener Marineofficier blieb übrig, und standhaft bat er um die Hand der Verarmten. Sie wurde ihm gewährt — Miß

Lucy zählte achtzehn Jahre und sie wußte selbst nicht, ob ihr Herz, das bisher einer von den ersten Lenzfaltern umflatterten Rose in der Knospe glich, bei den Epauletten und der strammsitzenden Uniform des Herrn Colonel Coutry engagirt war. Ein Priester gab das schöne Paar zusammen, und man saß gerade bei einem einfachen Verlobungsmahl, dessen Kosten der Herr Colonel bestritt, als eine Ordre aus dem Marineministerium eintraf, welche die gesammte Mannschaft des „Avenger" einberief, welcher Abends in See stechen und die Zulus züchtigen helfen sollte. Der Schmerz des armen Colonel war grenzenlos, aber er mußte dem Rufe seiner Königin, der Kaiserin von Indien, Folge leisten; es war noch mancherlei zu besorgen, zu ordnen, festzustellen und so erklärt sich der Trauring am kleinen rosigen Ringfinger der Miß Lucy Burdett, die sie geblieben!

Wochen, Monde vergingen, mußten vergehen, ehe Nachrichten von dem „Avenger" einliefen, und das waren noch gute Zeiten, die nachrichtlosen Zeiten; denn als endlich eine Kunde kam, war es die traurige, daß der heldenmüthige Gatte Miß Lucy's das Schicksal des Siegerkindes von Saarbrücken getheilt, daß ein Assagai seinem Leben und der Strohwitwenschaft der armen kleinen Frau ein jähes Ende bereitet und diese zur Witwe gemacht. Das blonde Kind wußte nicht, was es verloren, und so verlor sein unberührtes Herz nicht allzuviel.

Lucy hatte sich trotz aller entnervender und schaaler Weltvergnügungen, die sie allzufrüh gekostet, ein goldenes Gemüth, eine krystallene Seele bewahrt und so gewann sie in ihren neuaufgegriffenen Studien, zu denen sie große Lehrer geführt, bald wieder Trost und dann Ruhe. Kein Mensch kann materiell oder geistig so verarmt sein, daß ihm nicht ein gutes Buch zu Gebote stehen und ihn erheben könnte. Ihre kindliche Laune, ihr angeborner

Humor kam ihr nach und nach zurück und wurde von ihrem nußbraunen Augenpaar auf die Eltern und die Umgebung ausgestrahlt. Wieder konnte man von ihr mit dem großen Calderon sagen:

„Sie war der Schönheit
Größtes Wunder, war des Witzes
Ganzer Inbegriff, in dem
Die zwei äußersten der Dinge,
Edelmüthig sich vereinend,
Die uralte Trennung tilgten,
Welche die Vollkommenheit
In Verstand und Reiz geschieden."

* * *

In jenem Landhause an der Themse bei Richmond lag an einem anderen Maimorgen die schöne Lucy auf einer reichen Causeuse ausgestreckt, wie eine weiße Perle in ihrer glänzenden Schale, und war recht schlechter Laune. Sie hielt in der einen Hand ein Buch, das aber kein moderner Roman zu sein schien, und streichelte mit der kleinen weißen Rechten das braune Köpfchen ihrer Gesellschafterin Evelyn, eines jungen Mädchens von ungefähr vierundzwanzig Jahren, dessen mehr italienischer Typus den blonden Reiz Lucy's nur noch glänzender hervortreten ließ. Das Landhäuschen glich in seiner Eintheilung ganz jenen Londoner Stadthäusern, die nur für eine Familie berechnet sind. Gleicher Erde liegt ein eleganter Salon, ein Speisezimmer; im ersten Geschoß befinden sich die Schlafräume und ein Boudoir; noch höher die Dienerzimmer.

Das Haus gehörte dem ehrenwerthen und behäbigen Herrn John Noddlechin. Herr John Noddlechin war ein alter Geschäftsfreund der zurückgekommenen Burdetts. Ein Jahr nach dem Heldentode des Colonels Coutry war dieser reiche Kaufherr zu

jenen guten Leuten gekommen und hatte erklärt, wenn sie und die mädchenhafte Witwe nichts dagegen einzuwenden hätten, so würde er diese zu Mrs. Roddlechin machen und einen großen Theil seines Vermögens testamentarisch auf sie übertragen. Einen anderen Theil müsse er leider seinem nichtsnutzigen Neffen zurücklassen, der mit Wasserfarben und farbigen Bleistiften seine nützlicher anzuwendenden Tage vertrödle. Die Eltern Burdett empfanden diesen Vorschlag wie eine von Gott gesandte Entschädigung für ein unwiderruflich verlorenes Glück. Lucy bat sich Bedenkzeit aus. Der dicke joviale Herr mißfiel ihr nicht; sie gestattete ihm, sie manchmal zu Concerten und Theaterpremièren zu führen, und wenn sie im Frühjahre, nachdem der rauhe englische Winter ihre zarte Gesundheit etwas angegriffen, seine Einladung, mit ihrer Gesellschafterin Evelyn auf einen leerstehenden Sommersitz zu ziehen, annahm, so wagte sie sich so weit vor, daß der ehrenwerthe Herr John Roddlechin eine Niederlage nicht mehr zu befürchten hatte. Er kam des Abends um 5 Uhr nach Geschäftsschluß öfters hinaus, ließ sich von den Mädchen in seinen eigenen Booten auf dem Wasser an der legitimistischen, dem Duc d'Aumale gehörigen Besitzung vorbei, nach dem Eal-pie-Island rudern, einem Inselchen mit einem vielbesuchten Wirthshause, wo sich's gut sein und speisen läßt; dann glitt der Kahn von selbst stromabwärts bis an den grünen Landungsplatz seiner Villa, und Bahn oder Dampfboot brachte Mr. John spät Abends nach London zurück. Dies Treiben verjüngte ihn; er ward fast liebenswürdig und gesprächig ausgelassen wie in seinen grünen Jahren und zeigte sich also in der blühenden Umgebung, angeregt durch fremde Jugend, Schönheit und fremden Geist, in nicht allzu ungünstigem Lichte.

An jenem anderen Maimorgen aber war Mrs. Lucy Burdett-Coutry entschieden schlechter Laune.

„Laß den Pony anspannen, Evelyn, wir fahren nach Hampden-Court in die Bildergalerie!“ sagte Lucy. Und Lucy blickte wieder in ihr Buch. Evelyn ging zur Thüre.

„Evelyn!“

„Mrs. Burdett?“

„Sollten wir nicht lieber dahin rudern?“

„Es ist zwei, auch zweieinhalb Stunden stromauf und schon ziemlich warm!“

„Das heißt, Du willst nicht.“

„Ich? Ich habe keinen Willen, als den Ihren. Wenn aber Mr. Noddlechin um 5 Uhr kommt — wir können erst um 7 Uhr zurück sein —“

„So wird er warten! Mr. Noddlechin!!“

Und Lucy's Näschen verzog sich gar anmuthiglich zu einem ausgesprochenen Rümpfen, das ihm recht gut stand. Es stand ihr eben Alles, der Miß Lucy. — Eine Pause.

Die Sonnenstrahlen fielen durch die grünen Jalousien auf die breiten Blattpflanzen, auf die seidenen Füßchen Lucy's, die, aus den rothen Atlaspantöffelchen geschlüpft, sich's auf dem Sopha bequem gemacht hatten.

Lucy trommelte ein wenig mit den spitzen Fingern auf dem Buche. Dann fragte sie erröthend, langsam, zögernd: „Evelyn, hast — Du — noch — keine — Ahnung?“

Evelyn machte sich etwas an einer großen Topfpalme zu thun, so daß sie ein schelmisches Lächeln verbergen konnte, und sagte energisch: „Keine Ahnung!“

„Du siehst aber doch ein, daß ich nicht leben — daß ich nicht die Frau eines Anderen werden kann, als desjenigen, der mich — “

Evelyn schien ein Bild höchster Ueberraschung.

„Aber ein Fremder, ein Mann, der durch Zufall hier ver-

irrt gewesen, den Ort nie wieder betreten wird, der vielleicht schon abgereist ist, der —"

„Der — gesehen, was er nicht sehen durfte, was Keiner, was nur Einer sehen darf, und den ich wieder sehen muß —"

„Aber haben Sie ihn denn gesehen?"

„Gesehen — nein, geahnt! Ich wandte mich ab, als die Thüre aufging, hüllte mich in mein Haar, mein Badetuch und er — er schlug die Thüre zu."

„Nun, dann ist doch — eigentlich gar nichts geschehen!"

„Nichts geschehen! Evelyn! O, wie ich mich schäme!" Und Lucy verbarg schluchzend ihr Goldhaupt in den Kissen.

Evelyn kniete neben ihr hin. Sie glaubte sich ungesehen und lächelte wieder schelmisch. Es war doch zu — sonderlich!

Aber Lucy sah dieses Lächeln.

Sie trocknete ihre Thränen und sah Evelyn mit einem unbeschreiblich ernsten und traurigen Blicke an:

„Du nimmst die Sache von der leichten, vielleicht gar komischen Seite. Und das ist nicht recht. Mir ist seit jenem Tage zu Muthe, als ob man mir etwas geraubt, meine Haare abgeschnitten, meine Kleider zerrissen habe. Sahen wir uns nicht neulich unwillkürlich und bedeutungsvoll im ‚Hamlet' an, als Laertes zu Ophelien sagte:

„Das scheu'ste Mädchen ist verschwend'risch noch,
Wenn sie dem Monde ihren Reiz enthüllt!"

Und nun — —!"

„Und nun ist ein Mann wie ein Mond gekommen und verschwunden und man weiß von ihm nicht mehr, als von den alten und versunkenen Monden. Kümmern Sie sich, Mrs. Lucy, nicht weiter um ihn, als um den Mond des vorigen Monats."

„Du bist das leichtfertigste Wesen von der Welt, Evelyn!"

Leichtfertig! Ja, das ist ein gutes Wort! Man muß mit den Dingen leicht fertig werden, sonst schaffen sie sich zu lange mit uns zu thun! Wenn ich nicht fürchtete, theure Mrs. Lucy, Sie zu verletzen, zu beleidigen, so würde ich sagen — aber nein, versichern Sie mich erst gänzlicher Straflosigkeit."

„Bei meiner Seele — "

„Das ist ein schöner Schwur!" rief Evelyn und küßte Lucy auf die Stirn und den Mund, den diese ihr bot. „Das ist ein schöner Schwur; bei etwas Reinerem hätten Sie nicht schwören können!"

„Nun denn, Evy!"

„Nun, ich meine, der Ueberrascher müßte eigentlich viel begieriger sein, sich zu entlarven, Ihnen zu nahen, als die Ueberraschte, ihn zu entdecken! Wer die Schönheit hinter dem Schleier von Saïs gesehen, und nicht zermalmt und von Flammen verzehrt in seine Atome zerstoben, und wer dann sich nicht ihr weihen, sie wiedersehen, sie besitzen will, der kennt das Schöne nicht und ist meiner Ansicht nicht werth, es gesehen zu haben!"

„Weißt Du denn," erwiderte Lucy erregt und gedankenvoll zugleich, „was in dem Haupt und Herzen jenes — jenes Menschen," fügte sie zornig hinzu, „vorgeht?"

„Warum wagt er es denn nicht, sich zu nahen?"

„Warum wagt es jener Freche nicht, der mir neulich nach dem ‚Hamlet' einen — brennenden Kuß auf die achtlose Hand gedrückt?"

„O, ich weiß es wohl!" fuhr Lucy in höchster Erregung fort. „Den Männern thut ein flüchtiges Begegnen genug. Sie lassen sich für einen Augenblick hinreißen, entzücken, überwältigen. Aber zur Verfolgung ihrer Abenteuer fehlt es ihnen an leerer Zeit. Ihre Stunden sind eingetheilt, ihre Tage beschäftigt, und

ehe sie einem unfertigen Erlebniß nachgehen und es zu Ende leben können, tritt ihnen schon wieder die neue Erscheinung in den Weg! Wir aber haben Zeit und Muth, ein Erlebtes zu Ende zu führen; ein einziges füllt unser Dasein aus. Der Eindruck auf ein Männerherz ist flüchtig, wie ein solcher auf leicht formbares Wachs — wir fühlen wie Marmor die Meißelschläge des Lebens, und die Form, 'ie es uns aufdrückt, bleibt!"

„Wer weiß," wagte Evelyn der Herrin, die ihr ja zugleich Freundin war, zu erwidern, „ob der — Unvorsichtige nicht an Sie denkt, für Sie brennt und glüht und aus leicht begreiflicher Furcht es nicht wagt, sich zu erkennen zu geben."

„Urtheiltest Du nicht vorhin ganz anders?"

„Man plaudert ja, um sich selbst klar zu werden, um sich überzeugen zu lassen, nicht um auf einer Ansicht zu beharren. Gewiß! Es ist unweiblich, unsittsam, über ein Erlebniß, wie das Ihrige, Mrs. Lucy, nicht im Innersten empört, aufgeregt, tiefnachdenklich zu sein und doch, wie ist Alles nur menschliches Uebereinkommen, Ansicht, Zeitsache. Die schönsten Jungfrauen kämpften bei den Spartanern — unverhüllt, die alten Bildhauer und Maler wählten unter den Herrlichsten ihres Landes, und auch Canova durfte die Schwester Pauline des großen Corsen als medicäische Venus auf ein Marmorpolsterbett meißeln. Ich habe sie selbst in der Villa Borghese zu Rom bewundert!"

„O, wenn Du mir so kommst!" sagte Lucy und reichte Evelyn ihr Buch hin. „Sieh doch, wie die Alten über Aehnliches dachten!"

Und Evelyn las in der Clio des Herodot folgendes schöne Capitel: „Kandaules, Sohn des Myrsus, war ungemein in sein eigenes Weib verliebt und weil er so verliebt war, glaubte er auch das schönste unter Allen zu besitzen; in diesem Glauben nun rühmte er einem unter seinen Leibwächtern, dem Gyges, dem er

die wichtigsten Dinge anzuvertrauen pflegte, über die Maßen auch die Schönheit seines Weibes. Nach Verlauf von einiger Zeit — denn es sollte nun einmal dem Kandaules übel ergehen — sprach er zu diesem Gyges also: „Gyges, es kommt mir vor, als glaubest Du mir nicht, wenn ich mit Dir von der Schönheit meiner Frau rede, denn die Ohren der Menschen sind immer ungläubiger als ihre Augen; darum mache, daß Du sie hüllenlos sehest.“ Dieser aber schrie laut auf und sprach: „Herr, was für eine unvernünftige Rede ist das, indem Du mich heißest, meine Gebieterin so zu sehen! Ziehet doch mit dem Kleide das Weib auch die Scham aus; längst schon haben die Menschen das erkannt, was sich ziemt; darunter ist auch das Eine: daß Jeder bedacht nehme auf das Seine. Ich glaube Dir gerne, daß Jene die Schönste unter allen Frauen ist, und bitte Dich, nichts Ungebührliches von mir zu verlangen.“ Mit solchen Worten suchte Gyges den Antrag abzulehnen, weil er befürchtete, es möchte für ihn irgend etwas Schlimmes daraus entstehen. Kandaules aber erwiderte ihm in folgender Weise: „Sei getrost, Gyges, und fürchte Dich weder vor mir, als ob ich durch solche Reden Dich auf die Probe stellen wolle, noch vor meinem Weibe, daß irgend ein Leid Dir von ihrer Seite widerfahre. Denn ich werde es überhaupt so einzurichten suchen, daß sie es gar nicht merkt, von Dir gesehen zu werden; ich will Dich nämlich in das königliche Schlafgemach hinter die offene Thüre stellen; nach meinem Eintritt wird auch mein Weib erscheinen, um zur Ruhe zu gehen. Nahe an dem Eingang befindet sich ein Stuhl; auf diesen wird sie ihre Kleider, eins nach dem andern, sowie sie dieselben ausgezogen, legen, und so wird es Dir möglich werden, sie mit aller Ruhe zu betrachten. Wenn sie aber von dem Stuhle zum Lager schreitet und Du ihren Rücken siehst, dann mußt Du Dir angelegen sein lassen,

beim Hinausgehen durch die Thüre von ihr nicht erblickt zu werden.“

Da Gyges nun nicht mehr ausweichen konnte, fand er sich dazu bereit; Kandaules aber, als er dachte, es sei Zeit zum Schlafengehen, führte den Gyges in das Gemach; sogleich nach ihm war auch die Königin da und Gyges konnte sie nach ihrem Eintritt, wie sie die Kleider auf den Stuhl legte, betrachten; dann aber, als er die schöne Frau, während sie zur Ruhe ging, von rückwärts sah, schlüpfte er heimlich hinaus. Die Königin aber erspähte ihn beim Hinauseilen. Da sie indeß merkte, daß dies von ihrem Manne so angelegt worden, schrie sie im Gefühle ihrer Scham nicht laut auf, sondern stellte sich, als habe sie nichts gesehen. Doch hatte sie wohl im Sinne, sich dafür zu rächen. Denn bei den Lydern, wie überhaupt bei fast allen Barbaren, gilt es selbst bei einem Manne für eine große Schande, sich unverhüllt zu zeigen.

Damals hielt sie nun an sich und blieb anscheinend ruhig. Sowie es aber Tag geworden war, hielt sie diejenigen ihrer Diener, welche sie als ihre getreuesten kannte, in Bereitschaft und berief den Gyges zu sich. Dieser, in der Meinung, sie wisse von allem Vorgefallenen nichts, kam auf den Ruf, wie er es von jeher gewohnt war. Zu ihm aber sprach die Königin: „Jetzt, Gyges, liegen zwei Wege vor Dir; ich überlasse Dir die Wahl, welchen von beiden Du einschlagen willst: entweder Du tödtest den Kandaulus und empfängst dann mich und das Königthum der Lyder, oder Du mußt selbst sofort auf der Stelle sterben, damit Du nichts, dem Kandaules in Allem folgend, fürderhin siehest, was Du nicht sehen sollst. Entweder also muß Jener sterben, oder Du, der Du mich hüllenlos gesehen und gethan hast, was sich nicht gebührt.“ Gyges war eine Zeitlang voll

Staunen über diese Rede, dann aber bat er flehentlich, ihn nicht in die Nothwendigkeit zu versetzen, eine solche Wahl zu treffen. Allein es half ihm nichts, und wie er nun sah, daß wirklich eine Nothwendigkeit ihn zwinge, eine Wahl zu treffen, so zog er es vor zu tödten, statt getödtet zu werden. Er sprach zur Königin folgende Worte: „Da Du mich nöthigst, wider meinen Willen meinen Herrn umzubringen, wohlan, so laß hören, auf welche Weise wir denn Hand an ihn legen wollen?“ Sie aber nahm sogleich das Wort und sprach: „Von derselben Stelle aus, wo die Unthat geschah, wird die Unthat geschehen. Sowie er in Schlaf geräth, soll man Hand an ihn legen.“

Nachdem sie nun den Anschlag vorbereitet hatten und es Nacht geworden war, folgte Gyges (denn er wurde während dieser Zeit nicht entlassen und hatte keinen anderen Ausweg, sondern entweder mußte er oder der König sterben) der Königin in das Gemach, wo sie ihn unter derselben Thüre verbarg, nachdem sie ihm einen Dolch gegeben hatte. Darauf, als Kandaules sich zur Ruhe begeben, schlich Gyges heran, tödtete seinen Gebieter und erhielt so das Weib und das Königreich.“ —

„Das ist eine heikliche Geschichte!“ meinte Evelyn, als sie das Buch zuklappte.

„Nicht mehr, als die meine, wenn ich auch keine Königin bin und kein Königreich als Lockmittel neben Jugend . . .“

„Und Schönheit,“ schaltete Evelyn ein.

„Zu verschenken habe! — Schönheit, sagst Du? Schönheit ist wie jenes Königthum, das in „Tausend und Eine Nacht“ dem Bettler für einen Tag verliehen wird. Es verschwindet wie eine Luftspiegelung.“

„Und doch ist sie des Künstlers einziges Königreich, das er ausgeht, zu erobern,“ meinte Evelyn.

„Des Künstlers! Ja wohl! Bei ihm hat ein solches Erlebniß einen schönen Nachhall. Das Weib ist nicht erniedrigt, sondern emporgehoben, idealisirt, der Anstoß schöner Schöpfung. Aber kann es nicht ein armseliger Ladendiener, ein — oh, es bleibt sich Alles gleich — Künstler oder Bäcker, ich bin beschämt, entehrt, ich bin tief unglücklich!"

Evy hatte alle Mühe, die tief Unglückliche zu trösten und dabei ihre eigene Schelmerei im Zaume zu halten. Sie war ebenso rein, keusch, sittsam, wie Lucy, und ebenso Engländerin wie diese, doch mochte sie das Abenteuer wohl deshalb mehr oberflächlich, scherzhaft nachempfinden, weil es eben nicht ihr, sondern der Freundin zugestoßen.

Indessen war sie doch etwas überrascht, als Lucy ihr unter Thränen mittheilte, sie werde Mr. John Noddlechin von Allem in Kenntniß setzen und ihm erklären, daß sie nie und nimmer seine Frau werden könne, da sich dies mit ihrer Ehre ferner nicht mehr vertrage.

Evelyn meinte, es sei doch besser, eine Sache geheim zu halten, die erst durch Herumtragen in anderer Leute Munde zu einem „Scandal" werde, und jedenfalls ohne Verschulden der „Beschädigten" geschehen sei. Aber Lucy wollte davon nichts hören. Auch wurde soeben Mr. John Noddlechin gemeldet.

Mr. John präsentirte sich, trotz seiner 45 Jahre, Dank seinem Schneider, und sonstigen Lieferanten, nicht übel. Dick war er, ja, das mußte ihm der Neid lassen; aber sein glattrasirtes Kinn, seine röthlichblonden „Cotelettes", seine hellblauen, gutmüthigen Augen, das noch üppige, wohlgepflegte Haar, die guten Zähne, die an feine Leckerbissen gewöhnt waren, die schwerseidene Cravatte mit dem sportmännischen Hufeisen aus Brillanten, der tadellose Sommeranzug von Poole, dem ersten Schneider in Regent-Street,

all' dies zusammengenommen ließen ihn äußerlich als ganz acceptabel erscheinen. Was seinen Geist anbetrifft, so hatte er eine halbe Million Pfund Sterling, und ein solcher Mann kann nie ganz geistlos sein.

Er brachte Lucy ein frisches Bouquet, hatte für sie einen ganz weltmännischen Handkuß und ein zärtliches: „How d'you do, Darling?“, für Evelyn einen zarten Schlag auf die bräunliche Wange und ein väterliches: „Morning, dear!“

„Wollen Sie ausgehen, Miß Lucy — Mrs. Coutry?“ verbesserte er sich, auf dem Sopha neben ihr Platz nehmend. Es war ja so natürlich für den angehenden Fünfziger, das goldblonde Kind neben sich für ein Mädchen, für seine Tochter eher als seine Braut zu halten. — „Nein!“ — „Rudern?“ — „Nein!“ — „Ausfahren?“ — „Nein!“ — „Nun, in Gottes Namen, was denn?“ fragte Mr. John etwas erstaunt, da er als Herr des Hauses und, wie er meinte, auch schon als Herr der Dame einigen Anspruch auf — Rücksicht hatte.

„Hierbleiben, Mr. Noddlechin! Und Ihnen eine Geschichte erzählen.“ Der City-Merchant meinte, das wäre ein Spaß, stand auf, bat um Luft, einen Gang ins Freie, Geschichten könne man beim Abendessen ganz gut mit in den Kauf nehmen; aber nun, da er den ganzen Tag über seinen Büchern und Ballen gesessen, sich geärgert, den Kohlendampf und Staub der City geschluckt. . .

Wohl oder übel mußte er aber eine bittere Pille verschlucken, denn während Mrs. Lucy ihn auf seinen Sitz niederzwang und ihm erröthend und leise ihre Geschichte aufdrang, verzog sich das Gesicht des Ehrenwerthen aus seiner herkömmlichen Rundung fast zu einer Spitze, und als ihm Mrs. Lucy Coutry am Ende aller Dinge kund und zu wissen that, sie könne unter sothanen Umständen nicht seine Frau werden, sprang er auf und erklärte:

„Aber, Lucy, ich verzeihe Ihnen. Ich bin ganz und gar nicht beleidigt. Ich fühle mich nicht gekränkt. Ich bin nicht beschämt. Der Verwegene soll Stockprügel haben. Ich bedaure nur Eines — daß ich sie nicht verdiene!"

Lucy begriff in diesem Augenblicke, daß zwischen ihr und diesem Manne, der sie so ganz und gar mißverstand, der von ihrem Gefühlsleben, von ihren verletzten Empfindungen, von der Zartheit ihres Vorgehens keine Ahnung hatte, eine tiefere Kluft gähne, als die zwischen Altersreife und Jugend, zwischen Reichthum und Armuth. Ihre Seele trennte sich in diesem Augenblicke für immer von ihm; sie schieden, ohne je vereint gewesen zu sein. Von dem Wagen, an dem Pegasus und Zugthier angekettet werden sollten, riß sich das Flügelroß, seiner Heimat gedenkend, los und suchte in reineren Sphären einen idealen Gefährten.

Mr. John tobte noch einige Zeit umher, sprach davon, augenblicklich Zäune, Stakete, Buchsbaumhecken um seinen Grund und Boden, der durch ein offenes Thor (Stile) mit dem Richmond-Park zusammenhing, ziehen zu lassen, und beruhigte sich erst dann, als eine Stunde später ein artiges, kentisches Stubenmädchen, mit einem schneeweißen Häubchen auf dem kokett gescheitelten Haar, Ale, Porter, kaltes Roastbeef und eine Menge anderer Leckerbissen auf den sauber gedeckten Tisch stellte.

III

Warum hatte aber James Harley, wie Lucy von allen Männern behauptete, keine Zeit, keinen Muth, keine Lust gefunden, den Gyges zu spielen? War das Weib nicht werth, daß er es als die Krone des Lebens annehme? Hatte er gar wie der „Sohn des Gyges", von dem Plato in seinem Staate erzählt, in Rich-

mond Park eine Schlucht endeckt und darin neben vielen anderen Wundern jenen Ring gefunden, der durch eine leichte Drehung am Finger unsichtbar machte?

Ja! Und sein vor allen Augen der Welt verbergender Ring war die Kunst.

Nach jenem Begebniß, das den beiden jungen Mädchen und Mr. John soviel Wirrsal schuf, war er nach Hause geeilt und hatte sich in sein Atelier verriegelt. Tag und Nacht waren ihm verflossen wie ein Traum, er schuf in Entzückung und Begeisterung. Seinem Künstlerauge hatte sich die Gestalt, wie sie halb ihm zugewendet, halb verborgen, überströmt von den Goldwellen perlenverstreuenden Haares aufgetaucht war, tief eingeprägt. Rasch entwarf er nach dem Gesehenen eine bedeutende Landschaft und stellte eine herrliche, jungfräuliche Diana in die Mitte. Am See, im Walde ergötzten sich ihre Nymphen mit Jagen, Schießen, Speere werfen, Baden, und die verschiedensten anmuthigsten Stellungen erschienen ungekünstelt und ungesucht. Das Eintreffen des männlich schönen Actäon, der von seiner verblüfft einhaltenden Meute gefolgt, die Hand über die Augen legt, der von dem überirdischen Reiz der unnahbaren Gottheit so eingenommen, daß er die Begleiterinnen, die doch alle in ihren Beschäftigungen, gestört, sich nach der Haupthandlung hinzuwenden scheinen, gar nicht beachtet, wird höchst dramatisch dargestellt. Man glaubt dem Schlusse des dritten Actes eines antiken Trauerspieles beizuwohnen. Unter allen Figuren hebt sich aber neben der Diana auf dem dunklen Blatthintergrunde mächtiger Waldriesen die Gestalt einer Nymphe ab, die in höchst glücklicher Stellung, halb abgekehrt, halb den zugewandten, schneeigen Körper in ihrem langen, wallenden gelben Haare verbergend, einen bezaubernden Eindruck macht. Ihre Stirn gleicht der Diana's, ein Paar dunkle Brauen ähneln Diana's Bogen,

ein Näschen, es ist Diana's Pfeil, und der schwungvoll gezeichnete Mund lächelt über einem Kinn, das einer Pfirsich ähnlich, welche ein Kinderfinger leicht eingedrückt hatte. Auf ihrem Antlitz lag ungestörte Ruhe und doch auch ein unmerkliches Erstaunen, ein leises Empörtsein, und diese scheinbar in Wort und Bild unvereinbaren Seelenzustände waren so glücklich in dem reifen Kindergesichtchen wiedergegeben, daß man über der Favorit-Nymphe fast die hoheitsstrahlende, rückgebietende Mondgöttin vergaß. — Das Gemälde athmete. Es ward ihm ein Ehrenplatz in der Ausstellung in dem großen Gebäude gegenüber der Egyptian-Hall, und Jung und Alt, die steifen Ladies, die eleganten Club-Lebemänner, die keuschen, leicht erröthenden Töchter Old-Englands drängten sich während der High-Season um das Bild.

Die feinen Damen, die des Morgens nicht eilig genug die Allee von „Rotten Row" in „Hyde-Park" hinauf und hinabsprengen konnten, erwarteten kaum die übliche Stunde, um programmgemäß wieder für andere Vergnügungen bereit, angekleidet und gestimmt zu sein, und es kam der entsetzliche Fall vor, daß eine Lady sich im Reitkleid in der Ausstellung der Royal academy zeigte. Sie hatte zu Pferde von dem Bilde gehört, zu Pferde war sie herangesprengt. Dann hatte sie dem Groom die Zügel ihres irischen Doppelponnys zugeworfen und stand Samstags darauf — im „Punch".

Vor dem Gemälde aber gaben die Gelehrten der „Times", des „Daily Telegraph", der „Saturday Review" und der „Pall-Mall-Gazette" ihre vollwichtige Meinung ab.

„Das Aquarell sieht wie ein Oelbild aus!" sagte Mr. Jig, der große Anonymus der Kunstkritik.

Das wäre ein Vorwurf, kein Lob!" hatte Mr. Simms erwidert, Jig's Gegner vom Concurrenzblatte. Eine Kunst soll

nie der anderen ins Handwerk pfuschen, noch ihr nachahmen wollen!" — — Es ist leider ein Factum, daß er dieselbe Bemerkung wie Mr. Jig in seinem Blatte auch gemacht und somit sich selbst bekämpfte.

Mr. Joe, von dem „Morning Chronicle", behauptete, „er athme griechischen Geist aus diesem Bilde ein!"

„Soviel," entgegnete der geschniegelte Mr. Hinks, der Zeichner vom Witzblatte „Tomahawk", „als ein Moderner griechischen Geist haben kann." Das war zweideutig. Meinte er den ausgeathmeten oder den eingesogenen Geist?

Mr. Jig: „Es erinnert mich vielmehr an einen Epigonen der Epigonen, an einen Schüler Caracci's, Domenichino. Ich glaube sogar, daß sich unser Harley bei der ‚Diana mit ihren Nymphen' Domenichino's in der Galerie Borghese zu Rom inspirirt hat. Die Farbe wenigstens ist dieselbe!"

„O, Oel!" lachte der Gegenkritiker. „Dort! Hier Wasser!"

Mr. Hinks: „I beg your pardon, Mr. Jig! Harley ist ein guter Bekannter von mir und leider nie in Italien gewesen!"

Mr. Jig: „So hat er eine Copie gesehen!"

Mr. Hinks: „Und sich an deren Farbe inspirirt!" (Lacht.)

Mr. Simms: „O, Oel!" (Grinst.)

Mr. Jig: „So hat er zum Mindesten die Zeichnung nach einem Stich Domenichino's studirt."

Mr. Hinks: „So recht! Haben wir einmal ein Genie, ein Original, flugs wirft man ihm solange Dies und Jenes vor, bis es, von seiner Kunst oder seinen Landsleuten degoutirt, entweder die erstere an den Nagel hängt oder ins Ausland geht und dann für einen Pariser, einen Deutschen, einen Ungarn gilt. Ich meinestheils erkläre Mr. James Harley nicht für einen Raphael, Caracci oder Domenichino — sondern für einen neuen Namen,

für einen homo novus, für einen Harley, ein Genie ersten Ranges!" — Dieses Urtheil machte Sensation.

Während die fürtrefflichen Kunstkenner sich noch stritten und gegenseitig mit Blicken und Worten vergifteten, entstand eine kleine Bewegung im Saale. Einer jungen blonden Dame, von einer anderen, braunen begleitet, war unwohl geworden und sie mußte halb ohnmächtig an ihren Wagen gebracht werden.

* *
*

Die Sache stand nun so. Lucy hatte sich in dem Bilde nur zu wohl wiedererkannt und sie fühlte, daß James Harley der freche Eindringling gewesen. Weiter wußte sie von ihm nichts; nicht, daß er der Neffe Mr. John Noddlechin's sei, denn dieser verkehrte nicht mit ihm und nannte seinen Namen nie; nicht, daß er ihr jenen brennenden Kuß auf die Hand gedrückt. Sie wußte aber, daß er ein bedeutender Künstler und der Löwe des Tages war. Nun beschäftigte sich ihre Seele mit ihm Tag und Nacht. Ihr Wachen, ihr Träumen war bei ihm, und sie wünschte nichts sehnlicher, als ihn zu sprechen. Sie war mehrmals nahe daran gewesen, den Onkel zu bitten, den Neffen bei ihr einzuführen, aber sie erhoffte etwas Romantischeres und meinte immer, Harley müsse selbst etwas thun, um sich ihr zu nähern. Für diesen Fall hatte sie mit Evelyn ein kleines Complott geschmiedet.

James seinerseits wiegte sich in nicht minder angenehmen Träumen. Er liebte jene Herrliche, die er in der Loge bewundert, deren Hand er geküßt; er hatte aber keine Ahnung, daß seine Nymphe zugleich das Abbild seiner Geliebten sei. Sobald ihm sein Triumph Zeit dazu ließ — denn man hatte ihn tagelang beglückwünscht, ihm Feste gegeben, ihn durch alle Clubs geschleppt, — fuhr er wieder nach Richmond hinaus. Er mußte sie wieder sehen.

Er schritt die bekannten Wege und fand sich bald wieder vor seinem Borkenhäuschen. Er öffnete behutsam die Thüre — komme was da wolle. Da stand sie nun offen, aber die Gärten Armiden's waren leer. Er wagte sich in das Badehäuschen; die Quelle, deren Windungen er an jenem Tage gefolgt, war hier zu einem kleinen Bassin vertieft, das rings mit Marmor eingefaßt und ausgeschlagen war; ein persischer Divan, ein paar gleichartige Stühle, die Wände ganz mit Teppichen verhängt — das war die Ausstattung. Ein eigenthümlich süßer Duft schwebte noch über dem krystallhellen Wasser, als ob die Nymphe des Ortes ihm eben entstiegen und ihren Körper mit Myrrhen und Narden gesalbt hätte. Er zögerte, weilte und ließ sich berauscht von dem Aroma und seinen eigenen begehrlichen Gedanken, auf dem weichen Divan nieder, der ihn wie ein zarter Frauenarm zu umfassen schien. — Er hoffte, die der Eingangsthüre gegenüber liegende Pforte aufgehen und jene Schöne eintreten zu sehen. Was dann mit ihm geschehen würde, wußte er nicht. Dem Actäon verwandelte sich die Menschenform in Hirschgestalt; er wurde von seinen eigenen Hunden zerrissen. James war ganz sicher, daß ihm das nicht passiren würde. Aber unverschämt war sein Hiersein doch und einstweilen zerrissen ihn seine eigenen Gedanken. — War das nicht ein Geräusch? Knarrten nicht Schritte im Sande? Kam sie jetzt? Oder war es ein Gärtner, der ihn einfach hinauswerfen, wenn nicht verhaften lassen würde? Er wollte es einmal darauf ankommen lassen.

Es kam aber nichts. Und so entschloß er sich, das andere Pförtchen zu benützen und weiter einzudringen.

Die beiden Damen aber, die ihrerseits schon lange Etwas erwarteten, hatten den Herrn Actäon von ihrem Hause aus kommen und das Badehüttchen betreten sehen. Die Parole war längst ausgegeben und so sah jetzt James, als er aus dem duftigen

Gelaß, der Quelle weiter folgend, hervortrat und gegen die Villa zuschritt, Miß Evelyn ihm entgegenkommen. Sie nahm sich in ihrem weißen Sommerkleide, einem rosa Gürtel um die Taille, ein breites schattenspendendes Strohhütchen auf dem Kopfe, lieblich genug aus. Das Malerauge Harley's wußte sofort, daß diese Erscheinung ihm schon einmal begegnet, aber wo? das wollte er nicht gleich wissen!

Die Beiden trafen sich ganz dicht vor einem Gebüsch, in dem eine Vogelschaar zwitschernd Nester zu bauen und dadurch ein Geräusch zu verdecken schien, das ein klopfendes Herz, ein ungeduldiger Mädchenfuß, ein rauschendes Gewand im Verlaufe der nächsten Viertelstunde etwa machte. James zog den Hut und verbeugte sich.

Die Dame, die in einem Buche lesend, den Pfad entlang geschritten, sah auf, anscheinend sehr erschrocken. Ihr Antlitz war die leibhaftige Frage!

„Wie kommen Sie hierher?“ sprach ihr Auge. „Was wollen Sie hier?“ war ihr Gesichtsausdruck. Dabei zog aber etwas so unendlich Schalkhaftes über ihre Mundwinkel, über Wangen und Kinn und die Frage: „Wer sind Sie?“ stand so gar nirgends zu lesen, daß James Harley's Vermuthung, er würde doch kein Hirsch werden, immer mehr an Sicherheit gewann.

„Verzeihung, mein Fräulein, ich habe mich verirrt.“

„Verirrt? Hm! und da möchten Sie wohl auf den rechten Weg kommen?“

„Den rechten Weg! Gewiß!“

„Aber wohin wollen Sie denn eigentlich?“

Ganz nahe glühten die rothen Ziegelwände der Villa in der Sonne; unten glitzerte und funkelte die Themse.

Ja, wohin wollte denn James eigentlich? Wohin kann man in Richmond wollen, als an den Fluß, ins Star and Garter-

Hôtel, in den Park; aber Alles dies ist für einen nicht ganz von Gott verlassenen Menschen kaum zu verfehlen.

Evelyn weidete sich an der Verlegenheit ihres Opfers. Diese aber dauerte nicht gar lange. Wie es schon so geht, daß uns in schwierigen Lebenslagen Einfälle unbewußt kommen, die wir absichtlich herbeizuziehen uns vergebens bemüht haben würden, wie es schon so geht, daß dann gerade das Absurdeste das Richtige wird, so geschah es hier. James erinnerte sich plötzlich eines Landgutes seines Onkels, das er niemals betreten durfte und:

„Ich suche das Sommerhaus des Herrn John Noddlechin!" sagte er keck. Evelyn ihrerseits war verblüfft. Er hatte den Namen sicher vorher erfragt, meinte sie.

„Gewiß, um hier Studien zu machen!" fuhr sie heraus.

„Studien?"

„Nun ja! Glauben Sie, man kann über Nacht in London eine Berühmtheit werden und zugleich sein Incognito bewahren? Sie sind Herr James Harley, der Maler des Aquarells: ‚Diana und ihre Nymphen'."

„Unglaublich! Wieso . . ." stotterte James erstaunt.

„Prangen denn nicht Ihre Photographien bei allen Kunsthändlern in Oxford- und Regent-Street?"

„Ach, ja so! Und mit wem habe ich die Ehre, wo bin ich —"

„Sie sind bei Herrn John Noddlechin, den Sie suchen und ich bin Mrs. Lucy Burdett-Coutry, die demnächst seine Frau wird!" sagte Evelyn schelmisch.

Sie war ganz in das Halbdunkel des einen Halbkreis bildenden Gebüsches getreten und ihr Gesichtchen wurde von den überhängenden Baumzweigen beschattet.

Durch eine eigenthümliche Ideenverbindung erinnerte sich Harley einer ähnlichen Erscheinung in jener Loge des Lyceum-

Theaters. Wie Schuppen fiel es ihm von den Augen. Das Mädchen vor ihm hatte so im Hintergrunde gesessen, die etwas corpulente Männergestalt daneben war die seines fürtrefflichen Oheims Noddlechin und die blonde, blendende Lichtgestalt vorn an der Brüstung der Loge — war die Ueberraschte, die Nymphe im Bade, seine Nymphe der Diana. Ihre Hand, klein, weiß und zart, hatte er geküßt. Die beiden geliebten Erscheinungen vom Theater und vom Badehäuschen verschmolzen ihm in Eine, unsäglich hehre, anbetungswürdige, liebenswerthe.

Daß die vor ihm stehende Dame seinen Onkel heiratete, war ihm lieb, erschien die andere doch dadurch frei.

„Waren Sie nicht vor einigen Wochen mit Herrn John und — einer blonden Dame im ‚Hamlet' im Lyceum?" fragte er, um sich zu vergewissern. Auch Evelyn errieth nun Einiges.

„In der That!" erwiderte sie. „Und waren Sie vielleicht so kühn, diese auf dem Fensterschlag vergessene Hand zu küssen?" frug sie schnell.

James erröthete, nahm die ihm hingehaltene Hand, die auch schön geformt, aber etwas größer und dunkler als die Lucy's war, in die seine, betrachtete sie mit Wohlgefallen, drückte einen ehrerbietigen Kuß darauf und sagte: „Jetzt, ja; aber damals — nein!"

Evelyn biß sich auf die Lippen. Diese Maler! Sie haben ein scharfes Auge und ein gutes Gedächtniß für Formenschönheit.

„Dann," sprach sie langsam und studirte den Effect ihrer Worte auf Harley's Antlitz, „dann muß es die Hand meiner Gesellschafterin und Zofe, Evelyn, gewesen sein, die Sie zu küssen sich unterfingen! Und von der Hand haben Sie, wie jene kundigen Naturforscher und Anatomen auf — das Ganze geschlossen; denn meine Zofe wurde ohnmächtig, als sie ihre Dianen-Nymphe in der Royal Academy sah. Sie behauptet, das sei sie selbst."

James war es doch etwas schwül zu Muthe. So nahe bei den Damen, die er so tief beleidigt, gekränkt, und wie ein Verbrecher vor seinen Richtern zu stehen — obendrein mit dem Bewußtsein — die Zofe zu lieben — es war eine fatale Lage.

Sie schien aber Evelyn sehr zu belustigen, denn ihre Augen leuchteten wie Rosen, und wie die durch die Blätterschatten eilenden Sonnenstrahlen auf ihrem Gesichte glitten ebensoviele lächelnde Zuckungen an ihren Mundwinkeln dahin.

„Evelyn!“ rief sie nun ins Gebüsch.

Aus demselben trat die lang Gesuchte, die Erspähte, Ersehnte, goldblond, rosig angehaucht, die braunen Augen unter den herrlich geschwungenen Brauen unheimlich leuchtend, der kirschrothe Mund feucht, halbgeöffnet. Aber sie trug wirklich das Häubchen der Dienerin auf dem Geflecht des Haares und ein weißes Schürzchen mit Achselträgern, wie eine echte Bonne.

„Da Sie meinem Mädchen die Hand geküßt, werden Sie ihr wohl noch etwas zu sagen haben, Mr. Harley. Ich lasse Sie —“ Und Evelyn schritt mit einer höflichen Verbeugung ins Haus zurück.

Lucy und James waren allein.

Die Vögel bauten und sangen; die Sonne band einen Strahlenkranz um der jungen Menschen Haupt, der Jasmin duftete in den blauen Himmel hinauf.

Lucy sah Harley an und Beide errötheten tief. Das Mädchen fühlte alles Blut nach ihrem Herzen und Haupte strömen, weil sie wußte, daß der Mann sie jetzt wieder mit den Augen entkleidet hatte; aber sein Blick sprach die Bewunderung aus, die er vor der Venus von Milo gehabt haben würde. Und James fühlte die heiße Welle rückwärts rauschen, weil er hier vor einem

Jungfräulichen stand, das er — unwillkürlich zwar — beleidigt und an dem er etwas gutzumachen hatte.

„Evelyn!" sagte er. „Sind Sie wirklich Mrs. Lucy's Zofe und Gesellschafterin? Wie kam's, daß Sie vor ihr, so prächtig gekleidet, in jener Loge saßen?"

„Das war der absonderliche Wille Mr. Noddlechin's, der dadurch seine Braut zu decken, zu verbergen beabsichtigte. Er ist sehr eifersüchtig auf sie."

Lucy log prächtig in der Noth.

„Und wer Du auch immer sein mögest, arm oder reich, hoch oder niedrig, schönes, lang schon geliebtes Mädchen, willst Du mir gehören, mein Weib, mein treues, angebetetes, hochgehaltenes Weib sein? Meine Inspiration, meine Erhebung? Willst Du?"

Er lag vor ihr auf den Knien.

Lucy legte ihre beiden Hände auf seine Schultern und sah ihm so lange durch die Augen prüfend in die Seele, bis sie glaubte, diese auf den Grund zu kennen.

Dann sank sie in seine Arme.

* * *

Die Glücklichen! Morgen, Mittag und Nachmittag war ihnen so rasch vergangen, unter Geständnissen, Gesprächen, und der Wahrheit zu Liebe sei's gebeichtet, unter einem kleinen Frühstück, das Lucy — als Evelyn, mit Beibehaltung ihrer neuen Stellung — auftrug, daß der Name Noddlechin's gar nicht genannt wurde. Falls James seiner gedachte, so war es in der Hoffnung, daß die Mädchen recht große Augen machen möchten, wenn er sich als der ungerathene Neffe entpuppte. Er hatte diesen scherzhaften Gedanken aber wieder über Lucy Evelyn's Küssen vergessen

und saß gerade auf einer Gartenbank mit seiner Geliebten, als Herr John Noddlechin, gefolgt von zwei Dienern, die einen großen Kasten trugen, durch die Laubgänge daherkam!

„Zounds!“ rief er verdutzt. „Mein sauberer Herr Neffe und mein Stubenmädchen ...“

Und als Lucy ihr Köpfchen unter dem das Goldhaar verdeckenden Häubchen nach ihm wandte, sank er zerschmettert auf einen Gartenstuhl und fügte tonlos hinzu: „Nein! Mit Lucy!“

„Ihr Neffe?“ fragte diese erstaunt.

„Lucy!! Nicht Evelyn!?“ rief James.

Der erholte Mr. John bestand darauf, daß Harley den Garten zunächst verlassen solle, und dann enterbt werde.

Lucy behauptete, daß gerade James der Mann sei, den sie, wie bereits vor genauerer Bekanntschaft mit Harly erklärt, heiraten müsse. Trotz aller Dankbarkeit, die sie Herrn Noddlechin, zugleich mit herzlicher Verehrung, schulde und zolle, werde sie den Garten mit James verlassen, zu ihren Eltern fahren und deren Einwilligung, die ja nicht ausbleiben könne, zur Heirat einholen.

So schnell war der selbst heiratslustige Lebemann nicht zu beruhigen. Er tobte ein Weniges, bis die wirkliche Evelyn dazu trat und meinte: „Sie können doch ihren Herrn Neffen nicht in Ihrem Hause empfangen, dessen Herrin er ...“

„Er soll es auch nicht betreten, der Nichtswürdige!“ schnaubte Mr. John.

„Ihr einziger Verwandter, der Sohn Ihrer einzigen Schwester!“ flehte Lucy.

„Er wird enterbt!“

„Er ist der Einzige, der meine Ehre herstellen kann!“

„Der Einzige? Sie sind so wenig an Ihrer Ehre angetastet

theure Lucy, daß ich sofort bereit bin, Ihr Gatte zu werden!“ klagte Mr. John.

James seinerseits behauptete, der Ehe Lucy's und seines Onkels würde sein Selbstmord auf dem Fuße folgen.

Zum Glück erschienen die zwei Diener, welche dem heftigen Hin= und Herreden mit der Frage: „Was mit dem Kasten zu geschehen habe?“ für's Erste Einhalt thaten.

„Ah! Das Bild!“ rief Mr. John, angenehm zerstreut. „In den Salon!“

„Welches Bild?“

„Nun, die Kleckserei dieses sauberen Herrn! Man sprach mir soviel davon, beglückwünschte mich, der Salon wurde heute geschlossen, ich fuhr hin, eine Menge Leute stritten sich beim Secretär um das Ankaufsrecht. Ich betrachtete es nochmals genau, fand einige Aehnlichkeit zwischen dem — Profil meiner Lucy . . . .“

„Meiner Lucy!“ fiel James dazwischen.

„Unserer theuren Lucy und dem Lärvchen dieser — wenig angekleideten Nymphe hier und da mir Lucy so viel werth war, und ich, eben der Situation halber das Bild nun einmal nicht in fremde Hände gelangen lassen wollte — so kaufte ich den Quark für zweitausend Pfund Sterling!“

„Zweitausend Pfund!“ rief James und fiel seinem sich sträubenden Onkel um den Hals. „Ich bitte um Enterbung! Da bin ja reich, liebste Lucy!“

„Du bist reich? Ja, Kerl, ist denn das Bild noch Dein Eigenthum? Ich glaubte, es gehöre der Royal Academy und Du habest es für ein Paar Pfunde hergegeben, um zu essen zu haben, Du Taugenichts!“

„Fehlgeschossen, Goldonkel! Die zweitausend Pfund Sterling weniger fünf Procent fließen in meine Tasche!“

„Geben Sie Ihre Einwilligung, Mr. Noddlechin!“ sagte Evelyn halb spöttisch, halb mitleidig, und seien Sie froh, daß Ihnen nur die Königin und nicht auch, wie dem Gyges, Leben und Krone genommen wurde.“

„Gyges, wer ist denn Das?“

„Das will ich Ihnen später erzählen. Willigen Sie ein!?“

„Unter einer Bedingung, — der, daß James seine Malerei an den Nagel hängt und in mein Geschäft tritt!“ Alle lachten hellauf. „Jetzt nach seinem Triumph!“ — — — — — — —

O Mr. Noddlechin, man sieht, daß Sie in Ihrem Leben kein Künstler gewesen und in einer Künstlerseele nicht zu lesen verstehen.

Lucy und James wandern Arm in Arm am Strande der Themse. Mr. John geht neben Miß Evelyn, der braunen Schönheit, langsam hinterdrein. Er hat sie immer als braves, liebes ehrliches Mädchen gekannt; aber so gut, so klug, so tüchtig wie heute, als die untergehende Sonne auf ihren nußbraunen Haarwellen geflimmert, ist sie ihm noch nie vorgekommen. Da hat er ihr denn auch das gesagt und sie hat ganz freundlich und stillvergnügt dazu gelächelt.

Dem alten Actäon brach knorriges Geweih an der Stirne hervor und seine Meute zerriß ihn.

Lucy und Evelyn glätten alle Furchen und Falten auf den glückstrahlenden Gesichtern ihrer Männer und wenn etwas an diesen hinaufspringt und zerrt und reißt und unartikulirte Laute ausstößt — so ist es eben — eine Schaar gold- und braunlockiger, rosenwangiger, lieber Kinder!

Pflichtgefühl.

(1880.)

Es schneit. Stern auf Stern rieselt vom Himmel herunter auf eine gedankenlose, wild durcheinanderhastende Menge der Großstadt. — Die Sterne fallen in den rauchenden Schlot — und zergehen; auf die abschüssigen Dächer, in die vom Frost erstarrten Straßen und bilden alsbald weiße Linnen; sie fallen in den schwerfällig dahinrauschenden Donaucanal und zergehen; auf eine fortrollende Eisscholle und breiten auch über diese ein helles Tüchlein. Sie fallen auch auf den dunklen Rock eines heimeilenden Mannes. Der bestaunt einen Augenblick die kunstvollen Gebilde, ihre krystallinische Form, und mit seinem Erstaunen — zergehen auch sie. — Wohin immer die Gaben des Himmels fallen, als Sterne nahen sie uns; wer sie erkennt, dem bleiben sie Sterne.

In der Dämmerung begann es zu schneien. Stundenlang strömt es so fort mit geisterhaftem, unablässigem Bewegen. Es ist, als ob die Seelchen aller je verstorbenen Kinder dieser Erde eine kurze Urlaubsfrist vom Himmel erlangt hätten und in geheimnißvollem Zuge herabwallten, um ihre vereinsamten Eltern

zu besuchen, zu suchen. Drum legen sie sich auch so enggeschlossen wie horchend an die Erde, denn ach, die Eltern, sie denken tief unten im Grab ihrer weltfernen Kleinen.

Nun leuchten die Gasflammen in den Laternen unter ihren Schneedächern auf. Fußhoch liegt schon die kalte Hülle, die doch den von Auferstehung träumenden Keim des Kornes, die Wurzel des frierenden Pfirsichbaumes etwas wärmt. — Ausgelöscht ist der Unterschied zwischen Hoch und Nieder, die Fahrstraßen stehen auf gleicher Höhe mit den Gehwegen, die kleinen Mulden sind ausgefüllt und reichen bis an das Kinn sonst hochnasiger Gipfelchen; der eiserne krumme Arm, der an einer Straßenecke den Wagenrädern ewig sein stummes befehlendes: „Ausweichen" zuwinkt, ist verschwunden und nur des metallenen Männchens kleines rundes Hauskäppchen schaut aus der Bettdecke hervor, unter der es schon so frühzeitig schlafen gegangen. Schon die Ringstraße sah heute wie ein Feenmärchen aus. Der gefrorene Reif glitzerte in der am blauen eiskalten Himmel stehenden Sonne an den Baumästen, über denen er wie kurzgeschorene weiße Schafwolle festsaß; die gefrorenen Wassertheilchen, die von Ast zu Ast, von Haus zu Haus, von Staude zu Staude im Park im leichten Westhauch herüber und hinüber flogen, gleichen wandernden Sönnchen, die sich über das Planetensystem rasch einige interessante Mittheilungen zu machen hatten. Die Bäume, deren lange Reihen sich perspektivisch verengten, schienen in ihren feinsten Contouren von einem mystischen Finger, der eine schneefrische Doppellinie hinterließ, nachgegangen; das kleinste Aestchen hatte seine weißen „Schatten" und die Sonnenstrahlen kletterten daran herum, beleuchteten hie und da etwas scheinbar sehr Merkwürdiges, brannten hier oder dort ein winziges Feuerwerk ab, ohne ein Häublein oder Fingerhütchen Reif zum Schmelzen zu bringen. Die trockenen, fahlen Mumien, Leichname

von einst chlorophyllgrünen Blättern, den Wohnungen der Glückskäferchen und gelben Schmetterlinge, baumelten an ihren hölzernen Galgen und schienen sich durch unsichtbar geführte Experimente gelehrter Professoren unter elektrischem Strome zu beleben. Denn auch sie glänzten wie Gold, das champagnerfarbene Diamanten einfaßt. Und wenn eine mit Hexen im Bunde stehende Schöne sie heute Abend an ihren Kleidern, in ihren Haaren, an der kleinen wallenden Vertiefung zwischen ihrer Brust getragen, sie hätte als eine auffällig schön geschmückte Erscheinung selbst des lustigsten Faschings gegolten. Aber die kleinen leuchtenden Mumien wären im Lichtglanz, im heißen Tanzhauch, im flüsternden Worte verliebter Jünglinge, und an dem Busen der Herrlichen längst und zuerst, in ihr fahles, gelbes, vertrocknetes Leichennichts zurückgesunken. Und eine Schöne, die sich mit ächten Herbstblättern schmückt, würde die ihre Tänzer nicht an jene grauenhaften Nixen und Feen gemahnt haben, die um zwölf Uhr Abschied nehmen oder, wenn sie über die geheimnißumrauschte Stunde verweilen, zu Asche werden, die ihrem am Herzschlag verstorbenen Walzerkönig zu Füßen sinkt? —

Und es war ja Fasching in Wien und Mittags hatte der „Ring" einer Feenstraße geglichen; einem Glaskasten, in dem ein verzaubertes Schneewittchen schläft, bis es Prinz Lenz erweckt. Und Abends trieb der Schnee die Leute, die ein Heim hatten, früher dahin — und die keines hatten — puh, denen muß es schaurig zu Muthe gewesen sein. Und es giebt soviel Elend, wer es heraus griffe, um es zu schildern, der würde der ewige Jude des Buchstabens und schrieb' er bis an's Sonnenende, wie wollt' er denn fertig werden? Denn als der Herr, Ihr möget ihn nennen wie Ihr wollt, Jehovah oder Christi Vater, oder Brama, oder Ormuzd, als der Herr die Welt schuf, da setzte er als Re=

genten Chronos, die Zeit, ein. Diese Gottheit hat nach beglaubigten Ueberlieferungen die üble, oder vielleicht wohlthätige Gewohnheit, ihre Kinder zu verschlingen. Nur drei Geschöpfe hat Saturn begnadigt: „Das Elend, den Haß und die Liebe!“ Diese Drei verschlingt Saturn nicht. Diese Drei verbürgen das Bestehen der Welt. Das immer neue Werden ist das Ergebniß kämpfender Gegensätze: Das Elend haßt, und die Liebe versöhnt den Haß. Wer das Wesen dieser Geheimnisse beschriebe, der zeichnete jede Faser in der Brust jedes der unzähligen Menschen, wer aber das Räthsel der Brust nur zweier Menschen löst, singt schon eine Strophe vom Gedichte der Weltseele. — Es giebt viel Elend. Gehe in's Theater. Was enthält ein einziges Trauerspiel an Schmerz und Noth. Das ist nur ein winziger Theil des Ganzen, über dem Einer sitzt und — lacht! —

Es giebt viel Elend. — Am Donaucanal auf der Ferdinandsbrücke steht ein Bettler. — Er hat kein Heim, kaum eine dürftige Kleidung. — Er lehnt an die kalte Gaslaterne, seine Fetzen flattern um ihn, seine grauen Locken umspielt der Wind, aber der weht den Schnee nicht ab und fingerdicht liegt dieser schon auf dem müden Schädel, auf den Schultern. Des Greises Beine stehen bis an die Mitte im Schnee. — Er hält den Stab in der einen, den Hut in der andern Hand und wahrlich, es geht keiner vorüber, der ihm nicht einen Kupferkreuzer in den schneegefüllten, breiten Kremphut würfe. Dies Elend haßt nicht mehr; aber die Liebe geht vorüber und sucht zu versöhnen, so viel sie kann.

Es wird spät und immer seltener der knarrende Schritt eines Heimeilenden. Und nicht voll ist die Summe der Kupfermünzen, die dem Lebensmüden eine Spreu in einer Spelunke und einen Löffel warmer Suppe sichern könnten. Warum legt er sich nicht

um und läßt sich ganz warm zudecken von der niederfallenden Himmelsdecke? Was kann ihm der nächste Tag bringen? Warum wendet er sich nicht und sieht in den nun finster und lautlos wallenden, dann stygisch aufleuchtenden Strom? Er soll eine magische Gewalt ausüben auf ein paar Menschenaugen, die lange hinunterstarren und ihr Schicksal überdenken. — Er hängt aber am Leben, der arme Narr; Chronos verschlingt das Elend nicht, das hassend das Dasein liebt. — Nun wankt er fort. Es ist zu kalt. Es wird sich auch für die paar Kreuzer ein Schlafhaus finden! Schlaf ist Vergessen. Vergessen des Elends, des Hasses — der Liebe. Er wankt fort. — Da bewegt sich der Schnee zu seinen Füßen, und ein Kopf und ein dunkler Körper taucht vor, schüttelt sich und springt an dem Greise hinauf. Es ist sein Hund. Der Alte ist elend, aber er haßt nicht — und er wird geliebt.

Fort wankt er. Kaum kenntlich starren aus weiter Ferne die beiden brüderlichen Kuppen der Wächter Wiens, des Kahlen- und Leopoldsberges her; hellere Partien auf ihnen künden von tiefen schneeerfüllten Mulden, in denen sich zur Zeit, „wie's so ganz anders war", die lenz- und lustsüchtige Jugend erging und — ergehen wird — die Zeit verschlingt die Liebe nicht. —

Viel näher wirft die gewaltige Rudolfkaserne tiefdunkle Schatten bis an die in einfacher Geschmacklosigkeit über den Strom wallende Augartenbrücke — bis dahin und hinüber begleitet das Auge den Bettler, der die lange Straße fortschreitet — vorbei an dem von Kaiser Josef II. seinen lieben Wienern geschenkten Augarten, dessen Portal die jetzt mit feinen Schneesternchen gekrönte Inschrift trägt: „Allen Menschen gewidmeter Erlustigungsort von ihrem Schätzer!" — Dort sucht der arme Bettler eine vom Auge des Gesetzes unbewachte Schlummerstätte.

Hinter dem Platze, wo der Greis so lange geharrt, ragt

die Schwester jenes röthlichen Baus vor der Augartenbrücke, die Franz=Josefs=Kaserne, hervor. Zwei Schulen des Hasses. Jenseits der Wien weht auf dem stattlichen Gebäude des Hauptzollamts, eines Tempels liebender Verbrüderung, leider nur von Waaren, die schwarz=gelbe Fahne; sie schüttelt die Flocken von sich und bleibt unberührt mitten in deren tollem Treiben rings umher. Von dieser Seite nahen jetzt Schritte. Armer Greis, hättest Du noch eine Minute länger gefroren, vielleicht wäre Dir eine Zehnguldennote in den Hut geflattert!

Eine kleine lustige Schaar zieht vorüber. Woher? wohin? So spät? —

„Eine angenehme Nacht!“ sagte eine frische klare Stimme. Aus dem unbedeckten Raum zwischen dem bis über die Nase gestülpten Claquehute, und den heraufgeschlagenen Kragenlappen eines russischen Zobelpelzes stieg das feine Weihrauchwölkchen einer auserlesenen Cigarre. Um das Bäuchlein derselben war ein weißgoldenes Etiquettebändchen gewunden.

„Gar nicht kalt!“ erwiderte ein ebenso jugendlicher, klangvoller Männersopran. Eine ähnliche Pelzhülle umgab auch dessen Besitzer. Er trug übrigens, so wie der Andere, elegante Pelzstiefel über seinen Ballschuhen, und Handschuhe von Nerz über seinem dritten Paar an diesem Abend verbrauchter „Grisperle.“

„Ich verstehe auch gar nicht, wie es uns frieren sollte, nachdem wir wandelnde Oefen mit so kostbarem Material eingeheizt haben!“

„Der Hummer war vortrefflich; der Rehbraten gerade so wie er sein muß, nicht zu wenig — jung und nicht zu viel — alt — die Pastete, der Lafitte, der Champagner —“

„Du vergissest die Austern und den Chablis, als ob Du nur davon gekostet hättest und ich glaube, Du machtest die sieben

Dutzend voll. Warte, Rudolf, ich habe ja die Rechnung ohnehin bezahlt —"

Er wollte in seine Tasche greifen.

„Ich bitte Dich, Hugo, erfriere Dir die Finger nicht, ich glaube Dir aufs Wort und zahlte — gestern! Vielleicht nur fünf, heute sind's sieben Dutzend. Mein Gott, was willst Du, les jours se suivent, et ne se ressemblent pas!"

„Sicher nicht, Rudolf. Es ist ja Fasching! Aber nicht nur die Tage, sogar die Stunden gleichen sich nicht bei mir, nach der tollsten Lust habe ich den gräulichsten Katzenjammer."

„Natürlich, nach dem ausgelassensten Fastnachts-Dienstag der griesgrämlichste Aschermittwoch. Es ist dies nur eine aus natürlichen Gründen erklärliche Verkettung der Dinge." —

„Du verstehst mich nicht!" —

„Du warst immer ein außergewöhnliches, privilegirtes Wesen!" —

„Ich meine, gerade nach, nein, in einer solchen Nacht, wo wir von Fest zu Fest, von Ball zu Ball, von Souper zu Souper hasten, da, mitten drin überkommt mich eine Sehnsucht nach Einsamkeit, eine Lust zu arbeiten, zu lernen, zu büffeln — —"

„Es giebt Narren, deren Narrheit noch nicht ausgemacht ist, Du bist ein ausgemachter Narr! Ich habe es immer gesagt, Du bist kein Jurist, Du bist ein Künstler, aber es fehlt Dir die Kunst, zu genießen. Und das traurigste an Deinem verpfuschten Dasein ist, daß Du, wo Du anrührst, ein Plagiator bist — Du copirst den Faust, oder wenn Du willst, Du empfindest doch wie der Faust und taumelst von der Begierde zum Genuß und von dem Genuß zur Begierde!"

„Plagiat! Plagiat! Dieser Ausdruck kann mich zur Verzweiflung bringen! Thue doch einmal etwas, was in den Jahren

vom Affen zum Menschen noch kein Mensch nachgeäfft hat! Begehe eine Schurkerei, ja, vollbringe eine große That, und es wird ein Gespenst auftreten und Dir zurufen: Nachtreter — Nachbeter!"

„Oho! ich sage nur ein Wort! Edison!"

„Aber, Unglücklicher! Edison erfindet; vor ihm ist schon erfunden worden!"

„Du könntest mit einer neuen Erfindung zufrieden sein. Eine Verbindung mit der Erde — ich weiß nicht genau — älterem oder jüngerem Bruder Mars, eine Handelsbeziehung mit dem Monde, oder Näherliegendes: die Abschaffung der Kriege und Religionsunterschiede — es wäre doch einmal etwas Anderes!"

„Das ist nicht mein Fach!" lachte Hugo. „Mein Fach ist, trotzdem mich mein gestrenger Herr Vater auf das Corpus juris angewiesen, der körperlose Gedanke, die Literatur!"

„Und da sagt freilich Goethe: Alles Gescheidte ist schon einmal gedacht worden, man muß nur versuchen, es noch einmal zu denken. Und das hat der Altmeister auch nicht von sich, denn Terenz sagt — "

„Ich bitte Dich, Dein Latein erfröre Dir ja doch im Munde. Wir kennen das Nullum est jam dictum —. Wenn das vom Gescheidten gilt, wie viel Dummes muß dann erst doppelt und zehnfach gedacht worden sein!"

„Ja, die Menschheit denkt schon lange und viel!"

„Meine Herren Hugo von Stallberg und Rudolf Vorina, haben Sie denn gar kein Pflichtgefühl! Ich bin nur ein einfacher Kriegsmann, vulgo Lieutenant und mein Freund hier gleichfalls; er liegt überdies seit drei Jahren in einer Scheune Ungarns in Garnison und Sie unterhalten uns in einer Faschingsnacht mit — — "

„Philosophie!“

So unterbrach die beiden Freunde ein schlanker Husarenofficier, und so schloß dessen an seinem Arme dreinschreitender Freund in Honveduniform.

„Pflichtgefühl ist zu stark,“ meinte Rudolf. „Savoir-vivre aber das richtige!“

„Und das fehlte uns!“ sagte Hugo. „Wir sollen Euch alten Jugendfreunde aus der Quarta und Tertia auf ein paar Tage in Wien unterhalten! Aber anspruchsvoll seid Ihr doch, Bursche, wißt Ihr das!“

„Ja,“ rief Rudolf, „das muß Euch der Neid lassen. Von sechs bis sieben führten wir Euch auf's Costümfest auf dem Eis. Das war ein Anblick für Götter — nicht für Honvedlieutenants. War das ein Bild!“ —

„Wär' ich Mirza Schaffy,“ unterbrach Hugo, „ich ruhte nicht, bis ich ein Goldschnittbändchen — „Mirza Schaffy auf dem Eise“ geschaffen hätte:

Sind das Russalken
In Kazabeiken?
Sind es Suleiken,
Flüchtig wie Falken?

Ziehen sie Kreise?
Schlingen sie Bögen?
Mit ihnen zögen
Narren und Weise!

oder melancholischer:

Sie sehn und hören nichts vom Schicksalsrade,
Blind ist ihr Auge, taub ihr Ohr der Gnade.
Nicht ahnen, die auf blanken Stahl sich wiegen,
Daß einst sie unterm kalten Eisstein liegen.

Was kann ein froher Sinn und Schlittschuh frommen,
Wenn Stöße drohen, die vom Schicksal kommen.

Und läufst Du auf amerikan'schem Eisen —
Der Tod wird doch als Sieger sich erweisen!

oder neckisch:

Als ich den Arm um Deinen Gürtel wand,
Du schöne Läuferin,
Glaubt' ich etwas zu fühlen mit der Hand
Du Liebesverkäuferin,
Was nicht blos Gürtel sei, — doch irrt' ich mich,
Du Huldenhäuferin,
Da, was ich fühlte, mir in Nichts verschwand,
Du schnelle Läuferin!

„Ist es nicht, als ob Zeit und Raum aufgehoben und die Jugend der schönsten Jahrhunderte sich bei zwei einsamen elektrischen Weltsonnen ein festliches Stelldichein gegeben? Hier fliegen Hero und Leander, die Arme verschlungen, über die gleißende, glänzende Eisfläche, Horaz und alle seine Mädchen, schön zuthunlich, wallen vorüber, die weißen Palais am sonnigen Bosporus haben ihre geheimen Haremsgemächer geöffnet und seidenbehoste Türkinnen, aus dem durchsichtigen Schleier eisschmelzende Feuerblitze sendend, gesellen sich schwarzbärtigen Armeniern, Serben mit langen Dolchmessern und, ohne Wahl und Qual, flotten Bauernburschen, einfältigen Köchen und rothbejackten Engländern zu. Das sucht und findet, trifft und verläßt sich, — Feuerscheine flammen dazwischen, dann nahen Festzüge wie zur Zeit Lorenzo des Prächtigen „der Triumphzug des Bacchus und der Ariadne —:"

Holder Jugend süße Stunden,
O wie sind sie schnell verschwunden!
Freut Euch heute, scheucht die Sorgen,
Was denn wissen wir vom Morgen?

„Und hinter dem Festzuge der aus Verzweiflung über Theseus' Verrath sich dem Trunk ergebenden Ariadne — (so ist doch die

mythologische Begebenheit zu deuten — nicht wahr, Freunde?) wallen endlose Liebespaare, Faust im langen Talar und finsteren Zaubermantel und sein blondzöpfiges Grethchen —"

„Mir hat ein Grethchen mit rothen Zöpfen ganz besonders gefallen!" meinte der Honvedlieutenant!

„Und all die anderen bekannten Figuren," sagte Rudolf ärgerlich, „die wir weder in der sich ewig wiederholenden Literatur, noch im Leben mehr los werden können! Kleideten wir uns nicht rasch um und gingen auf ein Stündchen in's Burgtheater und was sahen wir? Altbekannte Typen, vortrefflich dargestellt, das soll nicht geläugnet werden. — Aber ich möchte einmal andere Kraftgestalten, neue Kernschöpfungen — ich kenne das alte Gute, ich möchte neues Gutes — absolut Neues, nicht den alten Fiesco und Moor, und Faust, und die alte Louise und den alten Ferdinand und die alte Sappho, in einer modernen Verkleidung, die irreleiten soll — ich will ganz neue Menschen — denn die Blasphemie muß heraus — für mich haben sich die alten nun einmal verbraucht!" —

„Ganz neue Menschen fanden wir dann auf dem großen Musikvereinsballe!" antwortete Hugo. „Haben unsere beiden Freunde in Uniform nicht allen Mädchen die hübschen Köpfe auf den schlanken Säulenhälschen verdreht? Welch' ein Gewirbel! Blendende Nacken, blühende Arme, funkelnde Augen, fliegender Busen und alles in wilder, heidnischer Raserei; Terpsichoren, der wirbelnden Göttin huldigend. — Dieses Wien ist doch wirklich ein Tempel der Mylitta von Babylon, der duplex amathusia des Catull!"

„Aber Hugo," sagte der Honvedlieutenant, der sich mit ein paar bildhübschen Schwestern auf dem Balle sehr gut unterhalten hatte, „Du wirst doch die lebenslustige, unschuldige Mädchenschaar

die sich im Fasching ein paar Gazekleidchen zerreißt, nicht mit Deinem alterthümlichen Krims-Krams vergleichen wollen!" —

„Bah," warf Rudolf geringschätzig hin, „wenn nicht ein gewisses Etwas — ungefähr das, was Du uns vorhin absprechen wolltest, — sie im Zaume hielte, sie sprängen alle über den Zaun, oder würfen, wie der Franzose sagt — ihre Häublein über die Mühle!"

„Und was ist das?" fragte der Lieutenant. „Dies Etwas?"

„Savoir vivre!" meinte der Andere.

„Nein," rief Rudolf, „diesmal ist's Pflichtgefühl!" —

Die kleine Schaar war nun bei der Brücke angelangt, die über den Kanal zur Leopoldstadt führt, und an der sich links eine dunkle Häusermasse gegen den nun klarer gewordenen Horizont abhob. Ja, wenn nicht eine aus hunderten von kleinen blitzenden Gasflammen zusammengesetzte Inschrift: „Dianasäle" ihren Schein bis an das Dach jenes Hauses, an dem sie prangte, hinaufgeworfen, hätte man grade hinter demselben das bleiche, gespensterhafte Licht des heraufglimmenden Mondes erspähen können. Aber es ist schon so eingerichtet, daß gar oft das Licht elender Gasflammen für eine Weile das der Himmelskörper, der ewigen, goldenen Sterne, verdunkeln, auslöschen darf.

Die Vier schritten über die Brücke. Es hatte längst aufgehört zu schneien und auch die Kälte nachgelassen. Hier und dort rollte ein einsamer Wagen von oder zu einem Belustigungsort; der Schnee dämpfte das Geräusch der Hufe und Räder, so daß das Gefährte wie ein Schlitten dahinglitt. Vor dem erleuchteten Hause standen ein paar Einspänner; ihre Lenker, in dichte Schafpelze gehüllt, gingen, in die Hände schlagend, leise plaudernd hin und her, einen aufgelesenen Zigarrenstummel mit Behagen rauchend, oder lagen auf kleinen, harten Holzbänken in

unruhigem Halbschlaf, während sich ihre Miether drinnen im warmen Tanzsaale mit ein paar feschen Damen der Demi-Monde, oder ein paar bescheidenen Vorstadtgrisetten, die ihren ersten Ausflug in das gefährliche Revier wagten, ergingen. — Der Maskenball im Dianasaal war die letzte Vergnügungsstation des unternehmungslustigen Viergespannes.

Auf der Mitte der Brücke blieb Hugo von Stallberg stehen und murmelte leise: „Pflichtgefühl!" Dann sagte er zu dem vorausschreitenden Kleeblatt:

„Geht nur einstweilen hinein. Ich bedarf eines Momentes des Alleinseins. Laßt mich für eine Viertelstunde den heiligen Nepomuk von Prag auf der Wiener Ferdinandsbrücke spielen. — Ich bin gleich wieder bei Euch!"

Er blieb stehen und sah in den Fluß hinunter. Die Wasser rollten manchmal in dunklen Kreisen, wie von zusammen geringelten Schlangen gebildet, hinab gen Ungarn; alles trieb vorbei, nichts konnte einen Augenblick rasten und ruhen. Das Leben! —

„Ich aber bin keine Welle und kann's!" dachte Hugo.

Die Freunde sahen durchaus nichts Absonderliches in dem Verlangen Hugo's, einen Augenblick der heilige Nepomuk zu sein; der blasirte und excentrische junge Mann hatte schon ganz andere Dinge gethan, als seine Gesellschaft eine Weile sich selbst überlassen.

„Erkälte Dich nicht," rief der Honvedlieutenant.

„Wir nehmen einstweilen die schönsten Tänzerinnen für uns!" der Andere.

„Stürze Dich nicht in's Wasser!" sagte noch Rudolf.

„Warum sollt' ich?" fragte Hugo.

„Du weißt schon — wegen Schopenhauer!" lachte Rudolf zurück.

„Du bist ein Narr! — Muß ich Dir Nachts um ein Uhr Deinen großen Narren selbst citiren: ‚Die Schrecken des Todes beruhen größtentheils auf dem falschen Schein, daß jetzt das Ich verschwinde und die Welt bleibe. Vielmehr aber ist das Gegentheil wahr: Die Welt verschwindet; hingegen der innerste Kern des Ich, der Träger und Hervorbringer jenes Subjects, in dessen Vorstellung allein die Welt ihr Dasein hatte, beharrt!‘ Selbstmord ist also etwas ganz Unnützes, denn nur mit dem Willen der ganzen Welt, zu leben, hören wir auf zu leben!“

„Wir haben den Willen in den Dianasaal zu gehen!“ sagten die Freunde.

Und sie bejahten ihn.

Hugo stand allein in der geräuschlosen Nacht auf der Brücke. —

Oben eine graublaue Luft, in der noch einige Schneeflöckchen schwirrten; aber sie kamen nicht vom Himmel, sondern der Wind trug sie von Dach zu Dach. Hie und da wollte ein Sternchen durchdringen, aber es vermocht' es nicht. Der Mond klomm über dem erleuchteten Gebäude herauf und brachte einen großen bräunlich rothen Dunstball mit, in den er sich, wahrscheinlich der großen Kälte wegen, ebenso hermetisch einhüllte, wie Hugo in seinen kostbaren Pelz. Wie die Gasflammen früher den nahenden Mond, so löschte jetzt der Mond ringsum alle Sterne aus; wer gerade der Stärkere ist, hat eben Recht. —

Unten rollten die grollenden Wasser.

Hugo beugte sich über die Brücke und sah hinab. Der Mond und die Gaslaterne standen so, daß des Einsamen Gestalt einen doppelten Schatten warf, einen, der langgestreckt neben Stallberg auf den weißen Schnee fiel, und einen riesigen, gespenstischen, der hinabstieg auf die tanzenden Wellen in den Fluß.

Dort zitterte er, tanzte je nach dem Tanzen und Zittern der vorübereilenden Fluthen. —

„So bist Du selbst," sagte Hugo zu sich. „Ein Nichts, das einen Augenblick dahintanzt über die Wellen des Stromes der Menschheit und gleich ihnen verfließt, verschwindet, zerrinnt. —

„Ist Dein Leben nicht zwecklos und schaal? Schale ohne Kern und Inhalt? Von Vergnügungen stürzest Du zu Vergnügungen, vergeudest Deine Gesundheit, Deine jungen, der Arbeit, dem Lernen, dem Schaffen gewidmet sein sollenden Tage, und bist gegen Dich selbst — ohne Pflichtgefühl!

„Denn das Größte, das uns möglich ist, zu leisten, — ist unsere Pflicht — und was leistest Du? Du bist jung und hast das Recht, Deinen Lenz zu genießen, aber die Blüthe des Lenzes genießt nicht nur, sie athmet nicht nur Sonnenlicht und saugt nicht nur Lebenskraft mit den Wurzeln; sie wächst auch, gedeiht, kommt fort, wird Blume, wird Frucht und erfüllt so ihren Lebenszweck, ihre Pflicht. Du bist — die Grille, die den ganzen Sommer gesungen und sich sehr beengt fühlen wird, wenn die Winterbriese des Lebens weht.

„O mein guter Vater. Wer es Dir gleich thun könnte. Du sitzest mit Deiner würdigen Hausfrau auf Deinem einsamen Landgute, weltabgeschieden, weltverloren, weltvergessen, der Verkehr mit Deinem Verwalter, Deinen Knechten und Mägden, ein paar Büchern genügt Dir, Dein Leben nennst Du erfülltes Pflichtgefühl.

„Ich sollte Oekonomie studiren und dich einst ablösen, sagtest Du. — Ich, nicht wissend, was ich wollte, wollte Jurist werden. — Die Trockenheit des zugestandenen Studiums sagte mir nicht zu. Ich verletzte meine Pflicht, ich studirte schöne Künste und Wissenschaften und gelte meinem Vater für einen Juristen. —

Und so wenig ich meine Pflicht erfülle, so wenig thun es die Anderen. Auch die Liebenden nicht.

„Auf dem Lande, ich war vierzehn Jahr alt, liebte ich in kindischer Unschuld ein blondes Mädchen, es war zwei Jahre älter als ich und hieß Grethchen. Wir schlichen uns Abends hinter Hecken und Zäune und drückten uns die Hände, gaben uns wohl einen Bruder- oder Schwesterkuß und schwuren uns ewige Liebe. — Ich war selig. Ich glaubte, das sei die Liebe.

„Eines Abends standen wir im Mondschein und faselten allerhand überschwengliches Zeug. Da machte sich Grethchen los und sprach: ‚Hugo! der Sohn des Nachbargutes will mir eine Korallenschnur kaufen und ein paar Ohrgehänge dazu, wenn ich nicht mehr mit Dir, sondern mit ihm gehe!‘ —

„Was wußte dieses Mädchen von Pflicht!? So endete meine erste Liebe.

„In der Welt umgarnte mich eine schöne Phryne. Ich hielt sie für eine Diana. Sie nahm meine Küsse, meine Schwüre, einen guten Theil meiner Kraft und meines Goldes und — ihre Wohnung hatte hundert Thüren. — Ich wußte nur von einer, ich Narr. Was wußte dieses Mädchen von Pflicht?

„Ich lernte eine schöne Wittwe kennen. Wir sangen zusammen das alte Lied von der Liebe ein Jahr lang, und wurden nicht müde. Sie zeigte sich überall mit mir, elle m'affichait, ich durfte bei keinem ihrer Empfangstage fehlen. Einmal belauschte ich ein Gespräch mit ihrer Freundin:

‚Was reizt Dich am meisten an Hugo, Adele?‘ sagte die Freundin.

‚Sein adeliger Name!‘ antwortete diese. — —

„Man büßt manches von seiner Einbildung ein auf die Dauer! —

„Ich liebte sogar eine verheirathete Frau! — — — — Wo ist das Pflichtgefühl!?

„Wir kennen es nicht mehr! Wir sind Egoisten, die nur in den Tag hineinleben, nur an sich, ihre Ziele, ihre Zwecke denken, es vor Langeweile nicht aushielten, wenn sie nicht an sich dächten, und darüber die Anderen, die es ebenso machen, zu Grunde gehen ließen. — Und die Anderen gehen nur deshalb nicht zu Grunde — weil sie es ebenso machen! Da hätten wir denn den Trugschluß. Es ist aber nur ein scheinbarer. Denn wir gehen auch alle zu Grunde. Ohne Pflichtgefühl weiterleben — das ist der nackte, starre, tödtliche Nihilismus."

Ueber die ferne Aspernbrücke huschten zwei Lichter an einander vorbei; Wagen, die nach entgegengesetzten Richtungen fuhren. In dem großen Caféhause zu Hugo's Linken, von dem man die ganze rechte Reihe der kleiner werdenden Laternenflammen der Praterstraße sah, war es noch hell und von dort, von der fernen Brücke, reflectirten sich die Gaskegel im Wasser, lange Feuersäulen scheinbar bis auf den Grund des Donaukanals sendend. Hinter ihm, wie die feurige Laterne einer Locomotive, höhlte die beleuchtete runde Uhr des Hôtel Metropôle einen runden, rothen Kreis in die umgebende Nacht. —

Hugo sah weg von den Wellen. Sie thaten ihm wehe. Das ist auch so ein kaltes, herzloses Gesindel — wie die Menschen. — Wasser, in das sich einer stürzt, schließt sich ruhig hinter ihm zu und fließt weiter. Was wissen die vorangegangenen, die nachkommenden Wogen von dem Geheimniß der dazwischen wandelnden Welle? Ist sie denn noch? So wenig, wie der Thor, der sie zerbrach.

Er zog seinen Schatten von den leise murmelnden, formlosen, unfaßbaren Fluthen. Still ging er über die Brücke, nach

links sich wendend, den Kameraden nach. Die sitzen jetzt bei einer Flasche Sect und drei einander unähnlichen Mädchengestalten im gold- und marmorgeschmückten Saale und haben keine Grillen und Thorheiten im Kopfe, wie er. Rudolf vielleicht, dem nichts recht ist, der alles negirt? Auch ein Copist. Mephisto hat schon alles verneint.

Hugo's Schritte ließen tiefe, scharfe Contouren in dem thauweichen Schnee. Links luden ihn lachende Gesichter, buntester Maskenschwarm, rauschende Musik, rechts von der Brücke lag tief dunkler Schatten, kein Laut, kein lebendes Wesen war zu sehen. — Noch einen Augenblick Alleinsein, Ruhe, Sammlung.

Ein paar Schritte von der Straße, auf der nun von Hugo betretenen Seite, führt neben einem sehr primitiven, schwerfälligen Holzgeländer ein abschüssiger Weg nach dem Donaurande, den im Frühling grünes, frisches Gras bedeckt. Diese Windung geht gerade unter die Brücke, auf der Hugo eine Zeitlang seinen Faschingsgedanken nachgehangen. —

Ohne weiteren Grund als den der Neugier, stieg der junge Mann die Böschung hinab; einzelne Steine und Erhöhungen unter dem fußhohen Schnee ließen ihn die Richtung erkennen. — Kaum war er des beschatteten Raumes unterhalb der Brücke ansichtig geworden, als sich eine soeben wie im Gebete zusammengekauerte Gestalt erhob. Er sah, daß es ein Mädchen war, mit einem schwarzen, enganschließenden Anzuge bekleidet, der ihr sehr gut stand, ein kokettes Rembrandthütchen lag über ihrer Stirn und sie hatte eine auffallend schmale, wespenartige Taille.

Diese Gestalt warf sich bei seinem Anblick mit dem Rufe: „Sterben will ich!“ in die Wellen. —

Hugo riß sich Pelz und Hut ab, hatte merkwürdigerweise noch den Gedanken, daß es gegen das Pflichtgefühl sei, Jemand,

der sterben wolle, davon abzuhalten, und stürzte sich auf die mit den Wellen Kämpfende, die, während er sich des Pelzes entledigt, bis grade vor ihn getragen worden war. —

All dies geschah im Verlauf einer Sekunde.

* * *

In ein todtes, stilles, abgelegenes Gäßchen jener deutschen Mainstadt, hart an die Verkehrsader, die einst des Bundestags denkwürdiges Leben und Treiben gesehen hat, verlegte Goethe sein wundersames Kindermärchen, jene unbewußte Parodie auf die vorgeahnte allgemeine Wehrpflicht, jenes Märchen von den sich selbst ersetzenden und wieder herstellenden Soldaten.*) „Schlimme Mauer" heißt noch heute jene kleine Gasse. Und ebenso weltverlassen zweigt sich von der nervenerschütternden Wiener Kärnthnerstraße die einsame Annagasse im rechten Winkel ab. Sie könnte auch „schlimme Mauer" heißen, denn auch da ist es niemals ganz geheuer.

Dort steht die jetzt verlassene, im Jahre 1705 gegründete „Akademie der bildenden Künste", ein kaltes, dumpfes, finsteres Haus, mit unheimlichen, lattenverschlagenen, trostlosen Gängen und ausgetretenen, echohallenden Steinstiegen. Ihre Schüler haben dies Gefängniß und Kloster mit einem modernen Prachtbau auf dem Schillerplatze vertauscht. Ein elender schmutziger Teppich, von einer fürchterlichen Megäre oder einigen dunstigen Bettlern gehoben, gestattet den Einblick in die anstoßende Annakirche; kaum eine der vielen Winkelkirchen des ältesten Venedigs hat einen solchen Zugang. Bis vor einigen Jahren ließ das kleine alte Thor auch die jungen Besucherinnen der Annaschule ein, die nun den Zutritt durch die parallel laufende Johannesgasse nehmen. Unter dem

---

*) Aus meinem Leben I. Theil, II. Buch, Goethe.

Rundbogen des von zwei Pilastern gebildeten Portals steht an einer Marmortafel: bonis literis ingenuisque artibus Josephus II. Aug. MDCCLXXXVI. Von der Sehne des Rundbogens gehen eiserne Radien als Zierrathe aus. Die schwere Holzthür in riesigen Angeln besteht aus erhabenen, länglichen Lozenges, die mit Metallknöpfen beschlagen sind. Die langen Corridors des ersten Stockwerks, alten Klostergängen ähnlich, sind mit weißem Kalk betüncht und bieten einen unfreundlichen Anblick. Das Lehrzimmer hat einen grün-bläulichen Kalküberwurf, einen weißen Plafond, von dem vier barocke Gasleuchter herabhängen, und zwei große, viereckige Fenster, die in weite, rundbogige Vertiefungen der dicken Wand eingelassen sind. So sieht der Käfig aus, in dem gar liebreizende Vöglein tagaus tagein aus- und einflattern.

Es ist Nachmittag, ungefähr 2 Uhr. Es ist Stickstunde. Von oben und unten wird die sonst so geräuschlose Annagasse lebendig, frische Mädchengestalten schweben von der Kärnthnerstraße, von der unteren Ringseite heran, allerhand Utensilien tragend, oder steigen aus eleganten Carossen und geringeren Fuhrwerken. Jugend, Schönheit, Putz, Mode, Aermlichkeit, Einfachheit, immer aber Unschuld, so heißen die kleinen Nymphen, Grazien und Musen, die da auf kleinen funkelnden, braunen und goldenen Safianstiefelchen herangeschwebt kommen. Das begrüßt sich, schüttelt sich die Hände, und läßt sich nicht los; legt einen schlanken, in Seide eingezwängten Arm um eine schmale Hüfte oder zieht einen darüber liegenden Pelzmantel so eng zusammen, daß er die stolze Contour der jugendlichen Büste zeigt. Das hat sich zu fragen, zu sagen, zuzuflüstern; das hat zu lächeln, aufzulachen, mit dem Finger zu drohen, oder einen Kuß zu geben und stürmt dann die kalten, unwirthlichen Steinfliesen hinauf, hundertmal die krächzende Thür hinter sich zuschmetternd, so daß einem arbeitsamen Einsiedler, der

sich eine stille Klause in der Annagasse zu miethen geglaubt, die Haare vor Verzweiflung zu Berge stehen. —

Unter den bunten und geschwätzigen Vögeln dieser unvergleichlichen Volière befand sich auch ein dunkelbraunes Geschöpfchen, das sich still an seinen Platz begab und emsig zu arbeiten anfing. Es war ein reizendes Mädchen von vielleicht sechszehn Jahren, schmal wie ein Nadelöhr und schlank wie seine Nadel, mit lichtblonden, fest am Nacken zusammen genommenen und auf die Kopfmitte gewundenem Haar, einem Paar dunkelbrauner Rehaugen, einem kleinen herzigen Stumpfnäschen, einem Rosen- und Perlenmündchen von Greuze. Das arme Mädchen mußte ein böses Gewissen haben, denn die feinen langen Fingerchen arbeiteten wie um Geld. Und so war es auch. Das gute Kind hatte sich's in das feingerundete Köpfchen gesetzt, aus eigenen Mitteln, aus eigenem Willen einer armen, elenden, am Rande des Abgrunds stehenden Familie zu helfen. Tag und Nacht stickte es Kissen, Polster, Decken, verkaufte sie und brachte den Erlös den Handwerksleuten. Es war ihr Stolz, daß selbst die Eltern nichts davon wußten, — aber die Schularbeit hatte dabei zurückstehen müssen, war wenig fortgeschritten und das Neuangestickte sogar ein wenig gehudelt. Da trat die Lehrerin ein und es ward plötzlich Todtenstille. Wie auf dem Kirchhof um die Geisterstunde die Knochen zu Irrwischen werden, ihren tollen, hin- und herziehenden Geistertanz aufführen und mit dem Schlag Eins erlöschen sollen, so verstummte alle Fröhlichkeit beim Eintritte der hageren, knochigen, streng und kalt aussehenden vierzigjährigen Jungfer, die nun zuerst ihren viereckigen Straminstickrahmen und dann sich selbst hereinschob. Einen größeren Gegensatz als dieses vertrocknete, gelbwangige Geschöpf mit Furchen, Runzeln, feiner schwertartiger Nase, einem eben so schmalen Munde, als die Nasenkante scharf und

lang war, in seinem geschmacklosen, putzigen Anzuge, und der in hellem Griechengewande auf dem Stickrahmen tanzenden Terpsichore kann man sich nicht denken. Doch —: die Lehrerin selbst, und die meisten ihrer anvertrauten Zöglinge. Diese saßen in langer Ordnung und Phalanx, jegliche an ihrem Stickrahmen, und gar liebliche Bilder hatten die kunstgeübten Hände dieser sinnigen Malerinnen geschaffen. Neben den prächtigsten Rosenbouquets, prangend vom tiefsten Carmin bis zum zartesten Rosa, vom schneeigsten Weiß bis zum goldensten Gelb, um Hyacinten, Jasminen, Goldlack, Veilchen, Vergißmeinnicht und Reseda schwirrten bunte Papageien, Kolibris und Paradiesvögel mit Schwungrädern von Perlen und Stahlpuncten; dann waren es allegorische Stoffe, wie sie sich für achtzehnjährige Mädchen ziemen, oder Copien von Wandgemälden aus Pompeji und Herculanum, in denselben Farben, wie sie der römische Künstler vor zweitausend Jahren ausgeführt, und all' diese bunten Gebilde hatten weiße Hände, die eine spitze Nadel diagonal über kleine, durchbrochene Schachbrettfeldchen lenkten, fleißig und sorgsam ausgeführt. —

Nun trat die Lehrerin zu jeder der Künstlerinnen, zog ein zwischen der unmerkbaren Erhöhung an ihrer Büste versteckt gewesenes Lorgnon mit hörnerner Einfassung hervor und klemmte es der scheinbaren Unmöglichkeit zum Trotze auf ihr haarscharfes Nasenbein.

„Recht hübsch, Comteßchen. Die Pfirsich hier scheint mir nur etwas zu saftig!“ — sagte sie zu einer rundlichen Blondine.

„Was für ein mageres Bein dieser Amor hat, Fräulein von Frankenau, wo können Sie das nur wieder gesehen haben?“ — redete sie ein Schelmenantlitz mit rabenschwarzen Zöpfen an.

„Doch Sie, mein Fräulein Ilona, Sie haben wirklich den ausgesprochensten Geschmack! Wie Sie das alles zusammenzu=

stellen, zu vermitteln wissen, welch' zarte Uebergänge Sie erfinden! — Sie besitzen in der That den Farbensinn des Adels!"

So wanderte sie weiter. Ilona lächelte. Den Farbensinn des Adels hatte ihre arme Gouvernante, die stundenlang für sie fortstickte, wenn Gräfin Ilona in Matinées und Morgenconcerten und Besuchen und auf der Eisbahn ganz andere Zusammenstellungen machte.

„Sie sitzen zu gebückt, kleine Philline!" sagte die Lehrerin zu einem verführerischen Kobold mit braungewelltem Haar und einer für ihr Alter stark entwickelten Büste. — „Die Goldfäden an ihrer gestickten Harfe machen Ihrem Geschmacke alle Ehre!" — —

Die gebückte Philline schnellte hinter dem Rücken der Lehrerin empor und schlug ihr ein Schnippchen.

„Und Sie, Lilli, mein Liebling," fuhr die Hagere in unangenehmem Tone fort, „nun ja, Sie sind die Vollkommenheit in Person! Sie verdienten dereinst selbst Lehrerin zu werden — aber bei Ihrer Stellung, Ihrer Zukunft — haben Sie wenig Hoffnung!"

Lilli schien ihre Zukunft und Stellung dem fragwürdigen Loose einer Sticklehrerin vorzuziehen; ihr lachendes, lebenslustiges, blaues Auge verrieth es wenigstens.

Nun trat die Hagere zu der armen Sophie, der unscheinbaren, dunklen Nachtigall. —

Ihr Stickrahmen stellte einen großen See vor, in dem allerlei ichthiologische Merkwürdigkeiten schwammen, auf einem Felsen lagerten ein paar fischschwänzige Syrenen und ein einsamer Fischerknabe ruderte unbekümmert um die vielfache rothe, gelbe, grüne Umgarnung von verlockenden Solerücken, Türbotschnitten und Sirenenbusen über ein ultramarinblaues Gewebe, von dem das Deca 60 Kreuzer österreichischer Währung kostete.

„Aber Fräulein Sophie! Was ficht Sie denn an?“ rief die Lehrerin, blieb vor ihr stehen, steckte die zehn Finger ineinander und wendete der Aermsten die beiden inneren Handflächen zu, daß es nur so krachte. — „Ihre Arbeit schreitet nicht vorwärts und Sie machen Rückschritte. Ihre Sirene da wird Niemanden verlocken und welcher Ichthiologe wäre im Stande, Ihre unqualificirbaren Monstra zu klassificiren? Felder übersprungen, Farben durcheinander gemengt — ja — wenn unsere Bürgerlichen, denen doch einmal bestimmt sein kann, sich von ihrer Hände Arbeit zu ernähren — sich an unserem Adel ein Beispiel im Fleiße nehmen müssen“ — — — — — — — —

Sophie zerfloß in Thränen. —

Sie war ein gesundes, lebensvolles, kräftiges Geschöpf, nicht nervös, nicht überspannt. Es war der erste Tadel, den sie öffentlich erdulden mußte und je unerwarteter er ihr kam — desto mächtiger wirkte er auf sie. Sie hatte sich dort eine Pflicht auferlegt und darüber hier eine Pflicht vernachlässigt — sie hatte nicht überdacht, daß zwei Pflichten collidiren können, daß die eine unter der Erfüllung der anderen leiden müsse, daß ein ganzes Drama sich auf diesem Untergrunde aufbauen ließe und manch schweres Leid in der That im Leben auf demselben basirt. Sie verlor alles Blut aus dem ohnehin nur zartrosa angehauchten Gesichtchen und ihre Carnation gewann den ganzen Tag nicht mehr die frühere Jugendfrische zurück. Sie erwiderte kein Wort, sie begegnete keinem der höhnischen, oder mitleidigen oder erstaunten Blicke ihrer Mitschülerinnen, sondern blieb, wie die kleine Philline, über ihre Arbeit gebückt. Langsam, stetig und groß rollten bittre Thautropfen aus ihren braunen Rehaugen in das ultramarinblaue Meer auf ihrem Stickrahmen. —

Ein Ungeheures war ihr geschehen. Folglich mußte sie ein

Ungeheures verbrochen haben. — Es konnte nur durch ein Aehnliches gesühnt werden. — Ihr Entschluß war gefaßt. Mit diesem Makel auf ihrem bisher unbescholtenen Leben konnte sie nicht fort vegetiren. Wenn edle Hingebung an das Geschick Anderer, wenn Selbstauferlegung schwerer Pflichten in dieser Welt so belohnt wird, wenn man sich dadurch zum Gespött, zur Zielscheibe des Witzes seiner Kameradinnen macht — so muß es mit einer besseren versucht werden. — Was auch hier zurückbleibt, es gehört eben der schlechteren an, die neue muß es ersetzen; reichlich!

Die Stunde ging zu Ende, —

In der Zwischenpause fielen die Freundinnen über das arme braune Ding her. Also sie, die Verhätschelte, die stets Gelobte, auch einmal zerzaust! Ja, Hochmuth kommt vor dem Falle. Die Bürgerliche hatte alles so lange besser gekonnt als Philline, und Lilli und Ilona, nun gings auch einmal schief. — — — —

Es kam noch eine französische und eine Stunde der Literatur. —

Um sieben Uhr wurde die Volière geöffnet, die Vöglein flogen davon, der Bienenschwarm stob auseinander. Für Einige standen zweispännige Wagen mit zwei Livréedienern da, für Andere wartete die Frau Gräfin Mama im Coupé, die Dritte begleitete ein schweigsamer Diener, der einen Pelz um die Schultern seines „Fräuleins" hing, aus ehrerbietiger Ferne nach Hause —. Sophie ging schweigsam die Treppe hinunter, reichte einigen Gesinnungsgenossinnen die kalte Hand und sagte einfach: „Gute Nacht," und leise: „Mich seht Ihr nimmer wieder!" —

Es holte sie Niemand ab, aber ihre Eltern, wohlhabende brave Bürgersleute, erwarteten sie. Sie schritt die überfüllte Kärnthnerstraße hinab, sie besah sich die Läden und ihre Herrlichkeiten wie im Traume, im Traume kaufte sie sich dies und jenes

was sie sich schon lange gewünscht hatte und glaubte sich so noch alle irdischen Wünsche zu erfüllen. Im Traume erhandelte sie kleine Kinderschuhe, Strümpfe, wollene Jäckchen und Pelzkäppchen und sandte sie durch einen imaginären Dienstmann der armen Familie, die jetzt ihren Tod verursachte. Am Stephansthurm betrachtete sie die von 5 zu 5 Minuten vorspringenden Zeiger der Uhr, die hellerleuchtet war und machte die Bemerkung, daß die ersten fünf Minuten, da sie sich die Freude der armen Familie vorstellte, die jetzt im Besitze der kostbaren wollenen Kleinode sein mußte, furchtbar schnell vergingen und daß die zweiten, während derer sie ihrer harrenden Eltern gedachte, eine Ewigkeit währten. — Sie stand freilich jetzt eine Stunde und fünf Minuten am selben Ort. In der Zeit war an ihr vorübergezogen, was Vater und Mutter und Schwester und Bruder Gutes und Liebes an ihr gethan und es war sehr schön und sehr viel. — Aber ihr Entschluß stand fest. Sie mußte sterben. — Ein junger hübscher Mann trat jetzt zu ihr hin und frug sie etwas. Sie verstand ihn nicht und gab zur Antwort: „Man muß seine Pflicht erfüllen!“ Der Fragesteller schien hierauf nicht gefaßt und ging seiner Wege.

Nun schritt sie die Rothethurmstraße hinunter und blieb lange vor den neuen Bauten stehen, die ihr gar merkwürdig zwischen den alten Häusern vorkamen. Dann erreichte sie die Donau. — Sophie winkte ihr zu, ungefähr als ob sie sagen wollte „Auf später“, überschritt eine Brücke, wanderte unangefochten die Praterstraße hinab und steckte neugierig ihr rundes Köpfchen hie und da an eine Fensterscheibe. —

In einem Schreibladen kaufte sie sich wirklich Briefpapier und ein Couvert und bat um die Erlaubniß, zwei Zeilen aufsetzen zu dürfen. Der Verkäufer lächelte, glaubte an ein schnell hingeworfenes Rendez-vous und sagte kein Wort, als er Tinte

und Papier brachte. — Sophie schrieb ihren Eltern, daß sie in der Schule einen unerträglichen Verweis erhalten und deshalb in die Donau gehen müsse, ihrem werthlos gewordenen Leben ein Ende zu machen. Man möge ihr verzeihen, sie danke für Alles und grüße Bruder und Schwester. Der Handwerkerfamilie A., die eine erwachsene Tochter habe, solle man einiges von ihren Kleidern senden. In einem Tabakladen kaufte sie eine Briefmarke und warf den Brief zwischen die klappenden Messingzähne einer gelben Postlade. —

An der Ecke des Praters war eine kleine Conditorei noch geöffnet; sie blickte hinein, und da keine Seele außer dem Mädchen zu erspähen war, ließ sie sich von diesem einige Törtchen geben, um ihren Hunger zu stillen. — Die beiden Mädchen hatten sogar eine Unterhaltung zusammen über das Wetter, die Kälte, den Eisstoß, und zum Schlusse sagte das Kuchenbäckerkind: „Ich schließe jetzt, ziehe mich an und gehe auf einen Maskenball. — Sie auch, Fräulein? Da könnten wir uns wohl zusammen thun?“ „Ich danke, ein andermal vielleicht!“ antwortete Sophie und empfahl sich, nachdem sie noch ein Törtchen eingesteckt hatte.

Die Andere hielt sie für stolz und ging allein! Sie tanzte auch wirklich — mit Rudolf und den beiden Lieutenants und unterhielt sich königlich, wie sie anderen Tags etwas verschlafen einer anderen Kundschaft erzählte. —

Nun kam Sophie an einer Schnapsschenke vorbei. Ein bildhübsches, ganz junges Geschöpf saß erhöht vor einem Schankbrett, von in der Wand steckenden, mit Schildchen versehenen Fässern umgeben, und vor ihr, in dichtem Tabaksqualm stand, saß, lag, taumelte, sang, johlte, schrie, raufte, zankte, schlief eine Rotte verkommener Gestalten.

Das war das letzte freundliche Bild, das Sophie von der

Wiener Stadt mit sich nahm. Denn nun war sie im Prater. Die Allee zog sich, eine unberührte Schneefläche, bis zum Lusthause; die alten knorrigen Kastanienbäume, die sie so oft mit blühenden Blüthenkegeln zwischen breiten Schattenblättern gesehen, streckten trostlos ihre Aeste in die Leere und jeder machte nach jeder Richtung hin mit den Armen die Geberde: „Ich kann Dir nicht helfen!"

Sie ging hinaus bis zu den unheimlich starrenden Felsmassen des Constantinhügels. Aus dem Volksprater winkten ein paar Lichter und schollen ein paar Stimmen; sonst alles öde und leer. Die niedrige Masse des vereinsamten Aquariums hob sich scharf gegen den dahinter stehenden Himmel ab, die Kaffeehäuser schienen kaum einen Gast zu beherbergen. Sie war allein. Sie hatte keine Furcht. Es war ihr sogar unsagbar wohl in der heiligen Stille. Ganz oben am Lusthaus angelangt, kam ihr eine fremde Gestalt entgegengesprungen. Sie hielt ein. Ihr Herz klopfte hörbar. — Es war ein hungriges, versprengtes Reh. — Sie gab ihm das Törtchen, welches es ganz zahm aus ihrer Hand fraß. Ja, sie mußte das arme Thier verscheuchen, denn es wollte nicht mehr von ihrer Seite weichen. Vor der Brücke der Freudenau trat sie ihren Rückweg an. Sie ging auf der andern Seite der Allee hinab, kein sterbliches Wesen begegnete ihr, nur die Krähen krächzten gar schrecklich in den entlaubten Kronen der Bäume.

So kam sie nach ihrer weiten Wanderung wieder an den Praterstern zurück. Es war spät geworden, die Tramwaywagen verkehrten längst nicht mehr und die Straßen waren nach den ebenfalls schon lange geschlossenen Theatern fast menschenleer. Was noch vorüber und vorbei huschte, machte keinen sehr vertrauenerweckenden Eindruck. Sophie schürzte ihr Kleid und schritt

eilig durch die links gelegene Tempelgasse nach der Donau. Sie hatte nochmals alles überdacht und bei dem Gedanken an ihre Eltern bitterlich geweint; aber wie der Vollzieher eines lange vorbedachten Verbrechens eben auch Manches überlegt, alle Chancen abwägt und endlich doch kalten Blutes zur Ausführung schreitet, so that Sophie mit ihrer fixen Selbstmordidee. —

Als sie aus der Seitengasse an das Flußufer trat, stieg der Mond grade über den Dianasälen empor. Sie sah einen Mann vor sich hinschreiten, und die Thüren der Häuser auf der dem Ufer gegenüberliegenden Seite, aus der sie kam, untersuchen. Ein Dieb, dachte sie erschrocken. Nein. Es war der Sicherheitswachmann, der wachte, damit Andere sorgloser schlafen könnten. Aber würde er nicht ihr Vorhaben verhindern, ihr nachspringen? Sie wollte ihm sagen, er solle sie ruhig gewähren lassen, es sei doch einmal nicht zu ändern; da ging er über die Brücke. Während er darauf stand, schlüpfte sie auf demselben Pfade, den einige Minuten später Hugo ging, unter dieselbe und kniete nieder, um ihrem Schöpfer noch etwas anzuvertrauen. Wie lange sie in dem schneefreien Winkel unter dem Brückenbogen gelegen — wer mochte es wissen? Wer konnte sie da erspähen?

Da nahte ihr Hugo. — — —

Sie entsetzte sich, glaubte, man komme, sie zu holen, zu hindern, und mit dem Rufe: „Sterben will ich!“ sprang sie hinab.

Sophie war seit nahezu sechs Stunden in der Kälte gegangen und hatte sich an die Temperatur gewöhnt; sie empfand während ihrer Pilgerschaft weder Frost, noch wurde ihr warm.

Hugo hingegen hatte Schlittschuh gelaufen, getanzt, die Luft des Burgtheaters — genossen, Hummer und Austern gespeist, Chablis und Champagner getrunken, und war jedenfalls zu einem Sturzbade der weniger günstig Disponirte. Er galt als ein guter

Schwimmer und faßte sofort die Ertrinkenwollende um die Taille, um mit ihr, durch ein paar kräftige Stöße, nach dem nur ein bis zwei Fuß weit entfernten Ufer zu gelangen.

Sophie schwamm selbst ausgezeichnet; aber — sie wehrte sich, stieß ihn mit Händen und Füßen fort, und ruderte so mehr der Stromesmitte zu. Hugo fühlte, daß er ein reizendes Mädchen im Arme halte, welches ebenso entschlossen zu sterben war, als er resolut, es zu retten. Er preßte ihre ohnehin durch den modernen Anzug beengte kleine Gestalt an sich, that einige kräftige Ruderschläge an's Ufer, da — erfaßte ihn ein schmerzhafter Krampf; er fühlte, daß er verloren sei, und sank. —

Mit Blitzesschnelle bedachte Sophie, daß ihr freiwillig gewählter Tod nun die Ursache des Unterganges eines edlen, hülfebereiten, selbstlosen Jünglings sei, der — auch Eltern haben mochte, gut und ängstlich harrend, so wie die ihren! — Er durfte nicht untergehen! —

Sein Arm lag noch im Krampfe fest um ihre Hüfte geschlungen. — Sie schrie um Hülfe. Sie kämpfte mit Mannesstärke gegen die sich verschlingenden Wellen — jetzt siegte sie, jetzt riß sie die nächste Woge wieder hinab, auch ihre Kräfte begannen zu erlahmen und die Last Hugo's zog sie mit Centnerschwere hinunter in die schwarze, schaurige Tiefe.

Da wird am Zollamtsgebäude ein Boot losgemacht. Sie schreit auf, treibt willenlos darauf zu — zwei Rettungsschutzleute greifen in die erbarmungslosen Fluthen und diese — geben zwei Menschenleben zurück. — — — —

Es war eigentlich Sophie, die einen Halbertrunkenen aus der Donau gezogen. —

Hugo lag wochenlang krank an einem hitzigen Nervenfieber. Sophie, deren Eltern sofort verständigt wurden, und so die Glücks=

nachricht noch früher als den Abends aufgegebenen Brief erhielten, ließ sich die Pflege ihres Retters nicht nehmen. Sie rettete ihn zum zweiten Male.

Hugo schrieb dann seinem Vater, daß er noch zwei Jahre Oekonomie studiren, und dann mit seiner Frau sein Leben mit ihm und nach ihm fortführen wolle. Ihm sei auf seiner ganzen Wanderfahrt nur ein Wesen begegnet, das ein acutes Pflichtgefühl gehabt. Dieses Geschöpf habe sich mit übrigens fast ganz gesunden Sinnen eines Verweises halber, den es wegen scheinbar verletzter Pflicht erhalten, in die Donau gestürzt und seinen — Retter herausgezogen. Sie sei nicht arm und nicht reich, nicht blendend schön, aber leidlich hübsch, habe mehr Verstand, als er und liebe ihn dennoch, was fast gegen die vorletzte Behauptung spräche, aber in der Liebe sei eben der Verstand das unverständigste. Kein Wesen auf der Welt sei berufener, diejenige zu werden, die vor allem Pflichtgefühl haben müsse, die Mutter seiner Kinder! —

Die beiden Elternpaare hatten nichts dagegen einzuwenden.

Auf einem reizenden Landgute, in der gesegnetsten Thalsohle, welche die vereinigten Flüsse Elbe und Moldau durchwandeln, gelegen, unweit der im Jahre 1426 von den Hussiten zerstörten Burg Schreckenstein, führen die jungen Eheleute ein arbeitsames, idyllisches Leben. Sie kümmern sich um Milch, Butter, Heu, Korn, Hafer, Gerste, um Kalb und Kuh, Mägde und Knechte, um Roscher, Schiller und die neueste Wiener Zeitung, nur um eines nicht: das Wort „Langeweile". Das hat für sie gar keinen Sinn. Oefters ersteigen sie im letzten Abendstrahle, wenn jegliche Pflicht erfüllt ist, die Ferdinandshöhe oder den Elblurleifelsen, sehen hinunter in den vorüberrauschenden Strom, der keine Schrecken mehr für sie hat, oder hinüber nach Aussig, über Fluß, Berg und Thal, wo alles nur Sonnenglanz und Gold und Feuer ist.

— Sie sind glücklich, und es ist alle Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß sie es auch bleiben, so lange ihnen Rudolf und Anna, ihre beiden kleinen Engelchen keine Sorgen bereiten. Bis aber der Rudolf auf die Universität nach Wien geschickt wird, hat's noch lange Zeit, und die Anna, die liegt gar noch in den Windeln, und weiß absolut noch nichts vom Pflichtgefühl — und wohin es den Menschen treiben kann!